

Vom Mars bis „Bologna“

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 27, Mai 2011

Vom Mars bis „Bologna“

**Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.**

Band 27, Mai 2011

Vom Mars bis „Bologna“

mit Beiträgen von

Inge Brose-Müller, Johannes V. Feitzinger, Gerda Haddenhorst-Kallmann,
Alfred Langewand, Karl Lubomirski, Peter Nenniger und Widmar Puhl

Humboldt-Gesellschaft
für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasser wieder.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft,
Kunst und Bildung e.V., Mannheim
ISBN: 978-3-940456-28-1

Copyright 2011 by Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V.

Sitz Mannheim

Jede Art der Vervielfältigung und Wiedergabe ist untersagt.

Redaktion: Prof. Dr. Dr. Dagmar Hülsenberg, Ilmenau

Layout, Druck und Verlag: TZ-Verlag & Print GmbH, 64380 Roßdorf

www.edition-tz.de www.tz-verlag.de

Inhalt

Anschriften der Autoren.....	S. 6
Vorwort.....	S. 7
JOHANNES VIKTOR FEITZINGER Wasser und Methan auf dem Planeten Mars	S. 9
GERDA HADDENHORST-KALLMANN Der Maler Hans Jürgen Kallmann	S. 23
INGE BROSE-MÜLLER Zur Freude.....	S. 51
KARL LUBOMIRSKI Sestino – das Foglia-Tal – Wunderkammern im Appennin	S. 75
WIDMAR PUHL Im Land der Zimbern – Deutsche Sprachinseln in Italien	S. 105
ALFRED LANGEWAND Gibt es einen modernen Bildungsbegriff? Ein Blick in die Zukunft aus historischer Perspektive	S. 121
PETER NENNIGER Der Bildungsauftrag der Hochschulen im Spannungsfeld des Bologna-Prozesses	S. 135

Anschriften der Autoren

Inge Brose-Müller, Nadlerstr. 1, 68259 Mannheim
ingebrosemueller@t-online.de, Tel. 0621/823131

Prof. Dr. Johannes Viktor Feitzinger, Tewaagstr. 13, 44803 Bochum
johannes@feitzinger-bochum.de, Tel. 0234/9351190

Dr. Gerda Haddenhorst-Kallmann, Wingertstr. 26
heddaghk@aol.com, Tel. 0611/1860040

Prof. Dr. Alfred Langewand, Universität Koblenz-Landau,
Bürgerstr. 23, 76829 Landau
hossmann@uni-landau.de, Tel. 06341/28032513

Prof. Karl Lubomirski, Via Volturmo, 80 Fontana, I-20047 Brugherio (Mi)
lubom@teletu.it, Tel. +39 334 8785

Prof. Dr. Peter Nenniger, Münzbergweg 7, 76829 Landau/Pf.
pnenniger@hotmail.com, Tel. 06341/63993

Widmar Puhl, Rosenweg 1/1, 74366 Kirchheim a. Neckar
Widmar.Puhl@gmx.de, Tel. 07143/891230

Vorwort

Auch die 27. Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft widerspiegeln die Vielfalt der Themen, mit denen sich unsere Mitglieder und ihre zu Vorträgen eingeladenen Gäste beschäftigen. Da takteten sich auch neue Mitglieder sofort ein, wie die vorliegenden Abhandlungen beweisen:

Johannes Feitzinger berichtet auf der Basis von vor wenigen Jahren noch nicht einmal erträumten Belegen über Wasser und Methan auf dem Planeten Mars. Auf eine andere Art überzeugend und einfühlsam stellt Gerda Haddenhorst-Kallmann die Bilder von Hans Jürgen Kallmann vor und bewirkt Nachdenklichkeit. Inge Brose-Müller nimmt uns an die Hand, wenn es um die Freude, dargestellt in der Literatur mit ihren möglichen Interpretationen, geht. In zwei Beiträgen werden wir in die Bergländer des nördlichen Italiens entführt. Karl Lubomirski sucht sich das nahezu vergessene Sestino im Appennin mit all seiner verblüffenden Historie und den gefühlten Mysterien aus; Widmar Puhl, unser neues Mitglied, begleitet uns zu den, ein bayerisches Mittelhochdeutsch sprechenden Zimbern in die südlichen Ausläufer der Dolomiten. Damit ist dann die Brücke zu den beiden folgenden Beiträgen der 27. Abhandlungen geschlagen. Alfred Langewand hat seinen viel beachteten Vortrag zur 91. Tagung der Humboldt-Gesellschaft zum Bildungsbegriff zu Papier gebracht, und Peter Nenniger äußert sich nochmals zur Umsetzung der Bologna-Vereinbarung an deutschsprachigen Hochschulen – einem Thema, dem sich unsere Gesellschaft nach wie vor kritisch-begleitend verpflichtet fühlt.

Es bleibt mir zu wünschen, dass in den 27. Abhandlungen wieder für jedes Mitglied der Humboldt-Gesellschaft und jeden Leser ein oder mehrere Beiträge enthalten sind, die das Interesse finden und Freude bereiten. Ich selbst habe bei der Durchsicht der Manuskripte viel mir Unbekanntes erfahren und Lust auf die Beschäftigung mit den originalen Dokumenten sowie das Kennenlernen der geschilderten Landschaften und der dort wohnenden Menschen verspürt.

Mai 2011

DAGMAR HÜLSENBERG
Koordinatorin des Akademischen Rates
der Humboldt-Gesellschaft

Wasser und Methan auf dem Planeten Mars*

VON JOHANNES VIKTOR FEITZINGER

Einleitung

Bei der Erkundung unseres Planetensystems und seiner zeitlichen Entwicklung kommt dem Mars eine besondere Wichtigkeit zu. Mars ist erdähnlich. Er besitzt eine Atmosphäre, kann also für Klimatheorien auf anderen Planeten, wie zum Beispiel der Erde, genutzt werden. Die Marsatmosphäre war zeitweise in der Lage, flüssiges Wasser in großen Mengen auf der Oberfläche zu halten und Bedingungen für erste Lebensformen zu bieten. Das heutige Marsklima ist stark variabel, kalt, trocken, stürmisch und wird von einer dünnen Kohlendioxid-Atmosphäre gesteuert. Wasser in flüssigem Zustand ist heute ausnahmsweise, bei Vorliegen von Sonderbedingungen, möglich. Die Marsgeologie zeigt zweifelsfrei gewaltige Wasservorkommen zu unterschiedlichen Marsaltern. Der heutige Wasservorrat von Mars, gespeichert in Atmosphäre, Boden und Polkappen, wird bei gleichförmiger Oberflächenbedeckung auf 200 ± 100 m Wasserhöhe geschätzt.

Marsforschung heute

Warum wird Mars so gründlich von uns erforscht? Mit drei Aussagen lässt sich dies zusammenfassen:

1. Die Marsoberfläche und der innere Aufbau des Planeten bergen wesentliche Informationen über die frühe Entwicklung des erdähnlichen Planeten. Die geologische Entwicklung der Marsoberfläche ist hierbei ein entscheidender Forschungsschwerpunkt. Teile der Marsoberfläche haben sich in ihrem Frühzustand erhalten. Der Planet ist relativ leicht und hoch auflösend mit Landegeräten und Raumsonden zugänglich.
2. Mars erlaubt es auch, die Entwicklung und die Abläufe seines globalen Klimas zu erkunden. Kurze und langzeitliche Klimaänderungen haben auf Mars ihre Spuren hinterlassen. Dabei hat die Marsatmosphäre hinsichtlich ihrer prozentualen Zusammensetzung aus CO_2 (Kohlendioxid) und anderen Gasen wesentliche Änderungen erfahren.
3. Über den Planeten Mars verläuft zurzeit der einzige Weg, nach Ursprung und Entwicklung von Leben zu fragen. Die Anfangsbedingungen hinsichtlich

* Gekürzte Fassung des Vortrags zur 92. Tagung der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. am 02. Oktober 2010 in Bad Nauheim

Wassergehalt, Temperaturregimem und Entwicklungszeit waren und sind auf Mars für mikrobielles Leben vorhanden.

Bei allen drei genannten Forschungshorizonten spielt Wasser in Form von festem, flüssigem oder gasförmigen Zustand eine entscheidende Rolle. Unter dem eingängigen Schlagwort „Folge dem Wasser“ lassen sich viele Ansätze der Marsforschung einordnen, insbesondere auch eine mögliche direkte Anlandung und Begehung seiner Oberfläche durch Menschen. Die Bewohnbarkeit oder die Belebbarkeit von Mars hängt entscheidend von seinen zugänglichen und nutzbaren Wasservorräten ab. In **Tabelle 1** sind wichtige Daten des Planeten zusammengefasst.

Das Zustandsdiagramm des Wassers auf dem Planeten Mars

In **Abbildung 1** ist das Zustandsdiagramm von Wasser abgebildet. Der Tripelpunkt (Punkt im orangenen „Marsfeld“) gibt Temperatur T und Druck P an, bei dem Eis, Wasser und Wasserdampf gleichzeitig vorhanden sein können. Für H_2O ist das bei $T = 0,01 \text{ °C}$, $P = 6,112 \text{ mbar}$ (millibar) der Fall. Der Atmosphärendruck auf dem Mars ist niedrig und liegt zwischen 5 und 12 mbar, mit leichter Abhängigkeit von der Höhenlage. Die langzeitliche Mitteltemperatur auf Mars beträgt -55 °C . Die maximale Temperatur kann in Äquatornähe tags-

Masse	$6,4 \cdot 10^{23} \text{ kg}$
Durchmesser	6794 km
Entweichgeschwindigkeit	5,02 km/s
Dauer eines Marstages (SOL)	24 h 37 min 22 s
Dauer eines Jahres in Marstagen	669 Marstage oder 687 Erdtage
Mittlere Temperatur	218 K oder -55 °C
Tiefste Temperatur	140 K oder -133 °C
Höchste Temperatur	300 K oder $+27 \text{ °C}$
Atmosphärendruck bei 0 m Höhe	6,35 mbar
Höhendifferenzen, bezogen auf das 0-Niveau	$-8000 \text{ m bis } +8000 \text{ m}$
Zusammensetzung der Atmosphäre	95,32 Vol-% CO_2 ; 2,7 Vol-% Stickstoff; 1,6 Vol-% Argon; 0,13 Vol-% Sauerstoff

Tabelle 1: Mars im Überblick

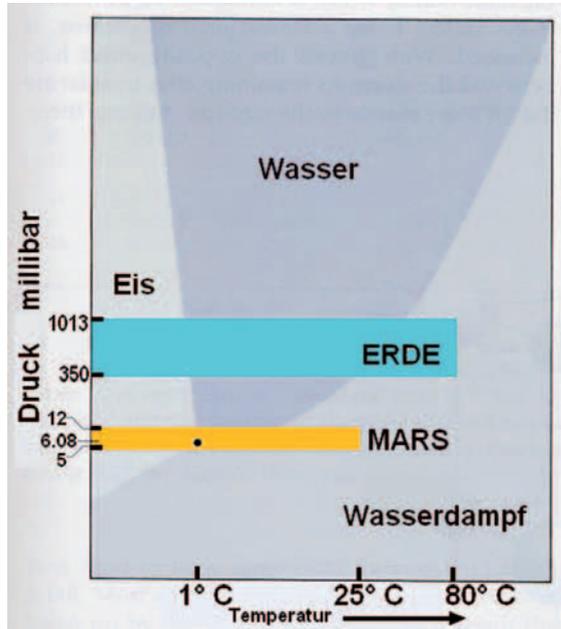


Abb. 1: Zustandsdiagramm von Wasser. Die Druck- und Temperaturbereiche für Erde und Mars sind markiert. Die Druckwerte bei der Erde beziehen sich auf Erdboden und Tropopause, der Grenzschicht für das Wettergeschehen.

über auf 25 °C ansteigen. Für flüssiges Wasser ergibt sich somit unter heutigen marsianischen Bedingungen ein Fenster aus Druck und Temperatur zwischen $6,1 \text{ mbar} < P < 12 \text{ mbar}$ und $0,01 \text{ °C} < T < 25 \text{ °C}$. Freies Wasser kocht und verdampft schnell; Eis sublimiert unter diesen Bedingungen.

Die bei 70° Nord weich gelandete Marssonde „Phoenix“ hat beispielweise im Tagesverlauf gemessen:

Sol 8: $-83 \text{ °C} < T < -31 \text{ °C}$; $P = 8,45 \text{ mbar}$

Sol 44: $-78 \text{ °C} < T < -30 \text{ °C}$; $P = 8,05 \text{ mbar}$

Das in wenigen Zentimetern Bodentiefe ausgegrabene und analysierte Wassereis (**Abbildung 2**) sublimierte entsprechend den Atmosphärenwerten innerhalb weniger Stunden. Wassereis ist somit eindeutig nachgewiesen, und Wasser ist flüchtig. Denn wo es nahe der Oberfläche als Eis auftritt und bei Temperaturen größer 0 °C zu Wasser wird, wandelt es sich schnell in Wasserdampf um. Nur kurzzeitig kann heute flüssiges Wasser auf der Marsoberfläche existieren, ausgenommen, es handelt sich um stark konzentrierte Salzlösungen.

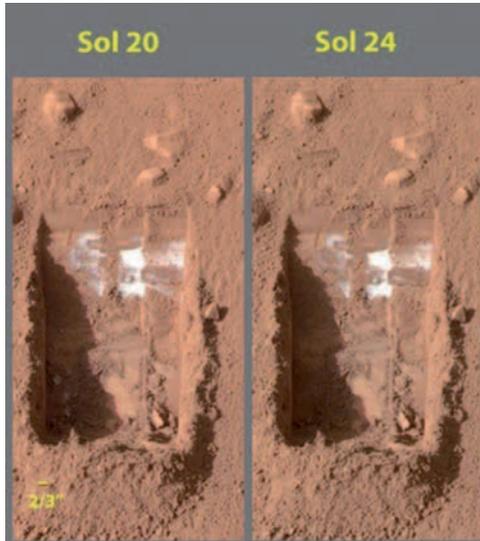


Abb. 2: Das Marslandegerät „Phoenix“ ergräbt und analysiert Wassereis wenige Zentimeter unterhalb der gerölligen Marsoberfläche (NASA, JPL, 2008).

Die Zeitalter der Marsgeschichte und die großen Wasservorkommen

Die Flächendichte der marsianischen Einschlagkrater erlaubt es, die geologische Zeitskala des Planeten zu gliedern. Ältere Planetenoberflächen zeigen mehr Krater als jüngere. Die drei Hauptepochen der Marsgeschichte sind nach Orten auf Mars benannt, die typisch diesen Zeitabschnitten zugeordnet werden. In **Tabelle 2** ist dazu eine Übersicht gegeben.

Noachische Ära (Noachis Terra, Namensstamm Noah/Arche): Ältester Teil der Marsgeschichte (von uns aus gerechnet, für Mars die Entstehungszeit), zwischen $4,6 - 3,5 \cdot 10^9$ Jahren. Die Oberflächen der noachischen Ära sind mit großen Einschlagskratern besetzt und entsprechen den heutigen Mars-Hochländern. Der vulkanische Tharsislandstrich hat sich in dieser Zeit gebildet, begleitet von gewaltigen Wasserflutphänomenen und einem ersten Ozean.

Hesperische Ära (Hesperia Planum, Namensstamm Hesperiden) von $3,5 - 2,0 \cdot 10^9$ Jahren. Zu Beginn der hesperischen Ära bildeten sich die ausgedehnten Lavaebenen in den nördlichen Flachländern mit anschließender Flutung und Ozeanbildung, abgeschlossen etwa bei $2,9 \cdot 10^9$ Jahren.

Amazonische Ära (Amazonis Planitia, Namensstamm Amazonen) von $2,0 \cdot 10^9$ Jahren bis heute. Die amazonischen Landstriche haben geringe Ein-

Zeit in Milliarden Jahren (nicht lineare Scala)				HEUTE		
4,6	4,0	3,7	3,0	2,0	1,0	0,0
Frühes Noachikum	Mittleres und spätes Noachikum	Hesperikum		Amazonikum		
Teilverlust der Uratmosphäre durch Einschläge	Abklingen des Magnetfeldes			Zyklische Eiszeiten		
	Warmer/nasser Mars	Warmer/nasser Mars wird trockener und kälter		Kalter/trockener Mars		
Bildung der Haupteinschlagsbecken	Erste Flussnetzwerke			abklingender Tharsis Vulkanismus		
	Vulkanismus	Ozean		Ausbildung geschichteter Polkappen		
Bildung der Oberflächen-zweiteilung: Hochland (S)-Tiefland (N)	Aufwölbung der Tharsisregion	Flussnetzwerke und -deltas		Staub und Wind löst Wassererosion ab		
	Neue Atmosphäre durch Nachschub über Einschläge und Vulkanismus	Ausbildung einer dünneren Zweiatmosphäre		Dünenfelder		
←	Magmaüberflutung des Tieflandes	Vulkanismus	Starke polare Materialablagerungen	Ausflusskanäle und Gullys		
	Ozeanbildung		Starke Errosion			
	Abnehmende Zahl der Einschlagskrater →		Katastrophische Abflusskanäle durch Vulkanismus			

Tabelle 2: Zeitalter der Marsgeschichte mit wichtigen Ereignissen

schlagskrater-Dichten. Olympus Mons, der größte Vulkan, bildete sich in mehreren Schüben während dieser Zeit, begleitet von weiträumig verteiltem Vulkanismus und davon verursachten Lava- und Wasserströmen. In der Tabelle 2 sind den einzelnen Mars Ären die prägenden geophysikalischen und geologischen Ereignisse zugeordnet.

Die *noachische Ära* ist reich an Oberflächenwasser. Die Uratmosphäre geht während dieser Zeit einerseits fast vollständig als Folge von Meteoriten-, Kometen- und Planatesimal-Einschlägen verloren. Andererseits werden dadurch neue flüchtige Substanzen ständig nachgeliefert und abgeschleudertes Material ersetzt. Die großen Erosionsraten werden durch die riesigen Abflusskanäle und das Fluss/Tal-Systemnetzwerk auf der Marsoberfläche bis heute dokumentiert.

In der *hesperischen Ära* erlischt das großräumige Magnetfeld durch Aufhören der Konvektionsumwälzungen im Marsinneren. Der auf die ungeschützte At-

mosphäre anbrandende Sonnenwind beginnt, die Atmosphäre zu leeren. Dies ist auch Folge der geringen Entweichgeschwindigkeit (siehe nochmals Tabelle 1).

In der *amazonischen Ära* bewirkt der Vulkanismus ein Teilaufschmelzen der gefrorenen Oberflächen und erzeugt letztmalig riesige, aus dem sich erwärmenden Untergrund ausbrechende Wasserfluten, die in die große nördliche Tiefenebene abfließen und sie mit Sedimenten bedecken. Überlagert werden all diese Prozesse durch eine Folge von Eiszeiten, deren Ursache die sich ändernde Polachsenneigung des Mars ist. Die wechselnden Sedimentablagerungen in den Polregionen bezeugen dies.

In einem einfachen Arbeitsmodell können die marsgeschichtlichen Abläufe geordnet werden. Die kleine Planetenmasse hat eine geringe Entweichgeschwindigkeit als Folge; flüchtige Atmosphärenstoffe werden schnell verloren. Die kleine Planetenmasse beherbergt nur eine geringe radioaktive Wärmequelle; die Konvektionsbewegung, der Motor des planetaren Dynamos für die Erzeugung des Magnetfeldes, kommt zum Erliegen. Deshalb gibt es auch nur in der Marsfrühzeit Ansätze für eine globale Tektonik. Plattentektonik ist auf Mars bisher nicht nachweisbar. Der Verlust des Magnetfeldes beraubt den Planeten seines Atmosphärenschutzes vor dem Sonnenwind. Nur langsam bildet sich eine dünne Zweitatmosphäre durch den Gasauswurf der Vulkane. Die Atmosphäre kann ab der hesperischen Ära keinen langzeitlich effektiven Treibhauseffekt erzeugen und ihn halten. Ebenso nimmt der Vulkanismus ab, da die innere Planetenheizung versiegt ist. Die Temperaturen sinken, und es bildet sich in der amazonischen Ära die heute beobachtete Kryosphäre (Kaltoberfläche und Kaltatmosphäre).

Das ständige Vorhandensein von flüssigem Wasser auf Mars während seiner geologisch-geophysikalischen Fortentwicklung ist nachweisbar durch eine Vielzahl von Sachverhalten: Es gibt eine ozeanische Küstenlinie. Trocken gefallene Flutkanäle und Flusssysteme sind allgegenwärtig. Wasser wechselwirkt mit den vorhandenen Mineralien. Tonmineralien und karbonatische Ablagerungen sind durch Mars-Rover-Fahrten entdeckt worden. Durch Wasser hervorgerufene Sedimentstrukturen und Sedimentschichten (Schichtdicken von Zentimetern bis 100 m) finden sich an zahllosen Orten, z. B. als sedimentierte Flussdeltas und Seesedimente in alten Einschlagkratern. In **Abbildung 3** ist die heutige marsianische Wasserverteilung kartographiert. Der Gesamtvorrat an H_2O lässt sich daraus abschätzen. Man findet eine Wasserhöhe bei globaler Bedeckung zwischen 20–400 m; gewichtetes Mittel: ~ 200 m. Dabei befinden sich 60–80 % im Permafrostboden, 10–30 % in den Polkappen und 0,1–0,2 % in der Atmosphäre.

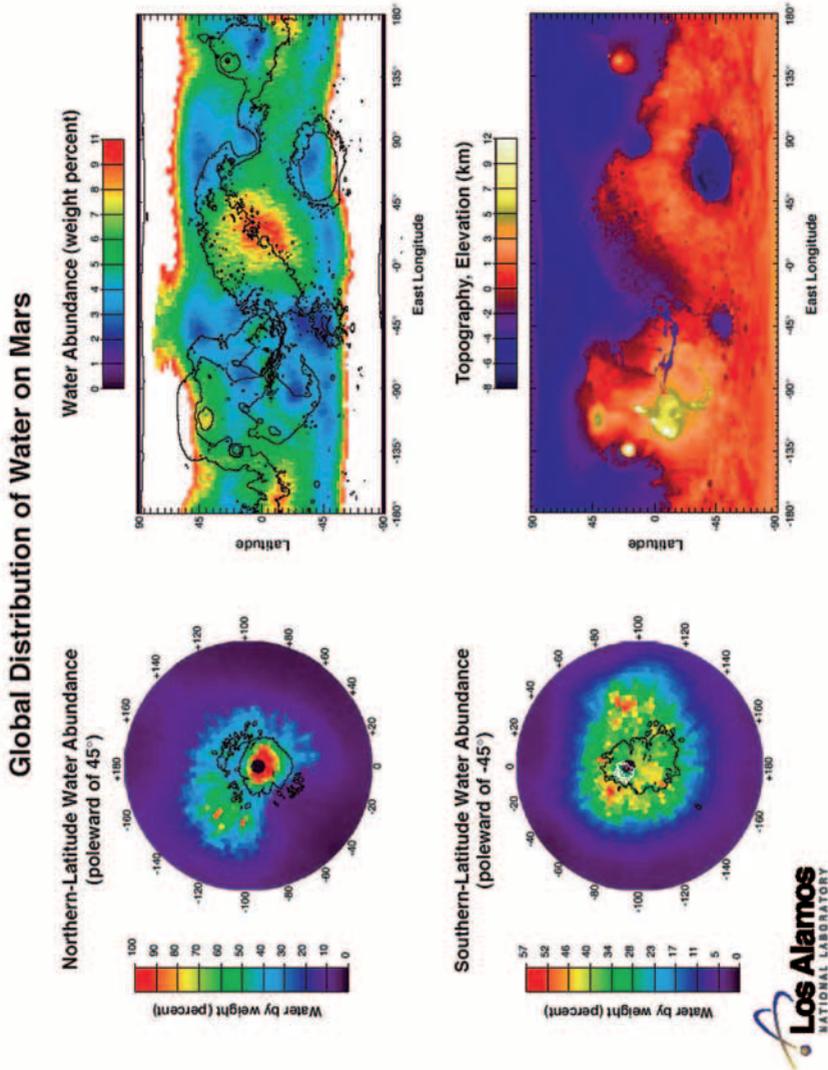


Abb. 3: Die globale Wasserverteilung auf dem Planeten Mars, abgeleitet aus Neutronenfluss-Messungen.

Der marsianische Wasserkreislauf heute

Wasser gibt es auf dem Mars überall als Eis und Wasserdampf. Flüssiges Wasser erscheint an besonderen, durch Sonneneinstrahlung und Bodenformationen (Hanglagen) begünstigten Orten, heute nur ausnahmsweise kurzzeitig. Unterhalb der Permafrostschicht, in Tiefen um 1000 m, kann der schwache geothermische Wärmefluss für flüssiges Grundwasser sorgen.

Reines Eis findet man am Marsnordpol auf einer Fläche von 1000 km Durchmesser in Schichtdicken von Zentimetern am Rande bis zu 100 m im Zentrum. Diese oberste Lage überdeckt eine rund 2000–3000 m dicke Kuppe auf geschichtetem Eis und Staub, Folge der jahreszeitlichen und klimatischen Zyklen der letzten Millionen Jahre. Der felsige Planetenuntergrund liegt nach Radarmessungen 2500–3000 m tief. Für den Südpol gelten ähnliche Eisverhältnisse (1000 km Durchmesser, 2000 m Dicke), die durch eine Schicht trockener Sedimente von der Atmosphäre isoliert werden. Zudem findet man dort eine kleinere (300 km Durchmesser) permanente Kohlendioxid-Eiskappe. An deren Rändern befindet sich H_2O -Eis. Das Kohlendioxid-Eis (Trockeneis, CO_2) überdeckt teilweise das Wassereis.

Jeweils von etwa 55° Nord und Süd polwärts liegt dort, wo kein Oberflächeneis sichtbar ist, dieses oberflächenah (wenige Zentimeter tief) in Form einer schmutzigen Eisschicht von vielen Metern Dicke. Oft sind dafür polygonale Karstmuster ein sicherer Hinweis. Solche Auf- und Ausfriererscheinungen des Eisbodens entsprechen den irdischen Permafrostgebieten. Dem Eis sind rund 50 % Bodenanteile beigemischt. Dieses Ergebnis liefert das Mars-Odyssee-Gammastrahlen-Spektrometer (vergleiche nochmals Abb. 3). Den direkten Nachweis des Bodeneises hat der Phoenix-Lander ergraben, wie Abb. 2 zeigte. Unterhalb der Mischeisschicht ist das grobporige Trümmergestein der Marsoberfläche (Regolith) mit Eis gefüllt, wie der Eisauswurf und halbflüssiger Schlammabfluss an den Rändern von älteren wie auch jüngeren Einschlagskratern anzeigen; vergleiche hierzu **Abbildung 4**. Das ausgeworfene (Bild rechts) Eis stammt aus mehreren Metern Tiefe. Häufig findet man auch Krater, die einen Eissees beherbergen (Bild links).

Der jahreszeitliche Wasserzyklus beginnt an der beständigen nördlichen Eiskappe. Im Sommer sublimiert Eis, und für einige Monate wird Wasserdampf über die großräumigen atmosphärischen Winde (Passate) nach Süden verfrachtet. Unter den kalten marsianischen Bedingungen ist die Wasserdampfsättigung oft erreicht. Es bilden sich Wolken, und Schnee. Raureif kondensiert am porösen Boden und wird dann aufgesogen oder verdampft. Im Südsommer drehen sich die Verhältnisse um. Da aber die beständige südliche Kohlendioxid-Eiskappe extrem kalt ist (-130°C), kann sich dort Wasser nur in fester Form halten. Der

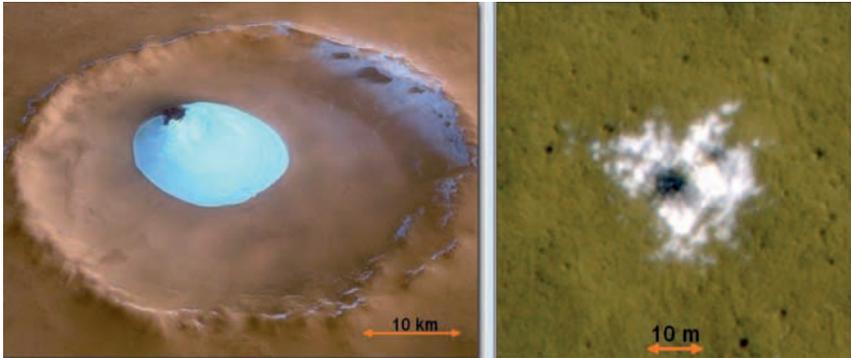


Abb. 4: Links: Krater mit gefrorenem See aus Wassereis (Kraterdurchmesser 35 km, 3 km tief, Eisdicke 300 m; ESA, DLR, FU Berlin, Neukum); rechts: Frischer Einschlagkrater mit Wassereisauswurf aus dem Untergrund (Kraterdurchmesser 8 m, Bildgröße 50 m, Einschlag erfolgte zwischen Januar – September 2008; Aufnahme Anfang Oktober 2008; NASA, JPL)

Südpol ist eine Kältefalle und sammelt Wassereis an. Daher ist er auch größer als der Nordpol. Vor $10^3 - 10^4$ Jahren war dies wegen der marsianischen Klimazyklen sicher anders, und der Zyklus verlief in Süd-Nord-Richtung. Das Marsklima muss also vor einigen Tausend Jahren anders gewesen sein. Die Periodizität der Schichtungen bei den Ablagerungen auf der nördlichen Polkappe und die Abfolge der Sedimente an anderen Orten sind eindeutige Hinweise auf zyklische Klimaabfolgen (vergleiche **Abbildung 5**). Die Polneigung des Mars kann zwischen $0 - 60^\circ$ auf kurzen Zeitskalen (10000 Jahre) variieren mit der Folge von ausgeprägten Warm- und Kaltzeiten (Eiszeiten). Solche Klimaumschwünge müssen in den letzten Millionen Jahren die Planetenoberfläche wesentlich geprägt haben. Man zählt rund 40 Eiszeiten in 5 Millionen Jahren.

Wasser gestaltet die Marsoberfläche

Die heutige Oberflächenformung des Mars wird auf Grund der stark ausgeprägten jahreszeitlichen Temperaturvariationen durch Winde/Staubstürme getätigt. Windschliff und Dünenfelder sind an allen Orten anzutreffen. Die heutige Formgebung durch Wasser ist im Vergleich dazu minimal. Zu anderen geologischen Ären war dies anders. Im Folgenden werden einige Phänomene der Wasser/Eis-Oberflächengestaltung aufgezählt.

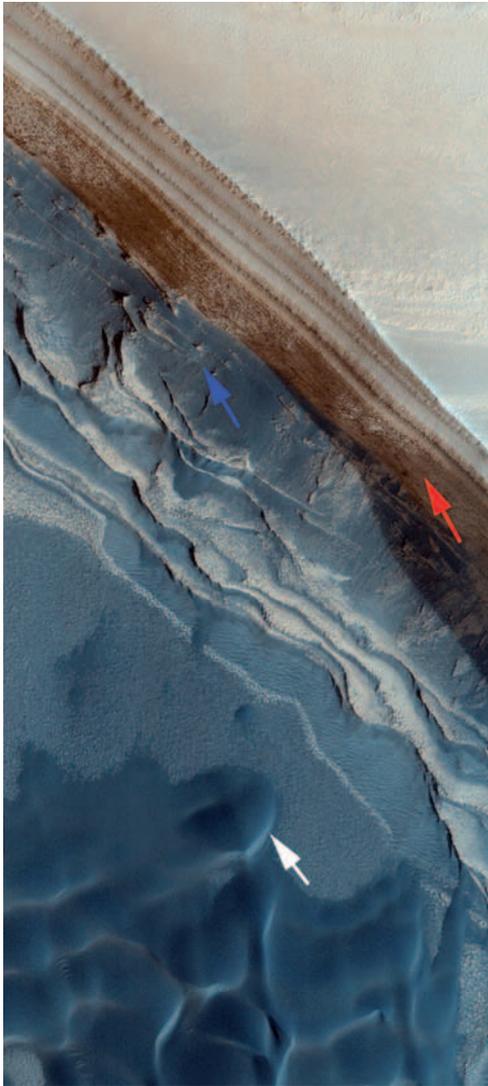


Abb. 5: Schichtstrukturen im marsianischen Nordpolis (Planum Boreum). Kliffhöhe (roter Pfeil) rund 700 m; Eis mit unterschiedlichen Anteilen von rötlichem Staub spiegelt die Klimageschichte des Mars wieder. Basaltische Sande (blauer Pfeil) und Dünenfelder (weißer Pfeil) bilden die Grundebene (rund 10° Neigung zur senkrechten Kliffwand). Die weißlichen Zungen sind Mischungen aus Wassereis und Sanden (NASA, JPL).

Marsozean, Flussdeltas und Flusssysteme

Die vielen Flussdeltas auf Mars markieren eine Küstenlinie. Deren Verteilung und gleiche Höhenlagen sprechen eindeutig für das Vorhandensein eines Ozeans in der nördlichen Marshemisphäre. Rund 36% der Marsoberfläche waren in noachischer und hesperischer Ära (vor $3,5-2,5 \cdot 10^9$ Jahren) von Wasser bedeckt. Die Höhenlage der Küstenlinie stimmt auch mit den Abflussnetzwerken aus Flusstälern überein, siehe **Abbildung 6**. Auch dies ist ein Hinweis auf das Vorhandensein eines alten Ozeans (G. di Achille, B. Hynek, Nature, 2010). Die alten Oberflächenstrukturen zeigen eindeutig Hinweise auf stehendes Wasser in Seen, Regenfall mit entsprechenden Ablaufrinnen und überlaufende Seen mit Ablaufkanälen, besetzt mit Schwemmkegeln und Strömungsriefen.

Gesteinschemie

Die wechselnden Landschaftsformen (Gesteinsmorphologie) werden von wechselnden Mineralvorkommen begleitet, die eine wässrige Lösungsphase und Entstehung daraus durch Kristallisation voraussetzen. Dabei ändert sich die Mineralogie der Oberfläche während solcher geologischer Zeiträume. Die Kopplung bestimmter Mineralien mit einer bestimmten Bodenmorphologie erfordert eine wässrige Umgebung. Man findet Gebiete mit typisch ehemals saurem oder basischem Wasser und ihren spezifischen Mineralien. Ebenso lässt sich der Übergang von Tonen zu sulfidischen und schließlich oxydischen Mineralien feststellen. Auch hydrothermale Aktivität (heiße Quellen) ist mineralogisch nachgewiesen. Vulkanische Aktivität ist zu allen Mars-Ären mit abnehmender Tendenz bis vor rund 500 Millionen Jahren vorhanden.

Leitminerale für Wasserwechselwirkungen sind sogenannte Schichtsilikate und Karbonatgesteine. Die hohe Karbonatgestein-Konzentration an unterschiedlichen Orten auf der Marsoberfläche beweist eine wesentliche Wasseraktivität bei neutralen pH-Werten in einer dichten und feuchten CO_2 -Atmosphäre

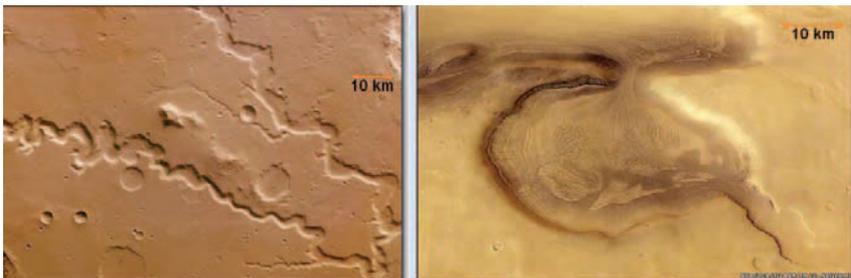


Abb. 6: Links: Flusssystem; rechts: Junger Gletscher (ESA, DLR, FU Berlin, Neukum)

während der Bildungsprozesse. Solche Funde wurden sowohl auf der nördlichen wie der südlichen Hemisphäre gemacht. Wasser hat also global den Planeten zwischen $4,5 - 2,5 \cdot 10^9$ Jahren gestaltet. Die Marsoberfläche muss in der noch achsischen Periode großräumig wässrig gewesen sein.

Gletscher und Wasser, aktive Abflussrinnen

In verschiedenen Marsregionen wurden Gletschersysteme (nur wenige Millionen Jahre alt) an der Form der charakteristischen Geröllschüttungen entdeckt. Die alten Eisströme sind von Geröllhalden bedeckt und so vor schneller Sublimation und Abtauen geschützt. Neukum und Mitarbeiter der Freien Universität Berlin haben kürzlich einen jungen Gletscher lokalisiert (Größe um 100 km). Er liegt in den Deuteralinus Mensae, dem zerklüfteten südlichen Hochland und dem flachen nördlichen Tiefland (siehe nochmals Abbildung 6, rechts). Während die alten Gletscher durch Schneeaufsammlung entstanden, muss sich dieser junge Gletscher durch aus dem Untergrund aufsteigendes Wasser in den letzten 10000–100000 Jahren gebildet haben. Der Gletscher-Rücken zeigt an einigen Stellen nur wenig mit Geröll bedeckte weiße Flecken. Dies kann frisches Eis sein.

Heute versucht man, aktuell fließendes Wasser in Abflussrinnen an Steilhängen von Kratern, in alten Flussstätern und an Bruchkanten nachzuweisen (**Abbildung 7**). Der Austritt von Wasser und damit verknüpfter Schlammlawinen ist

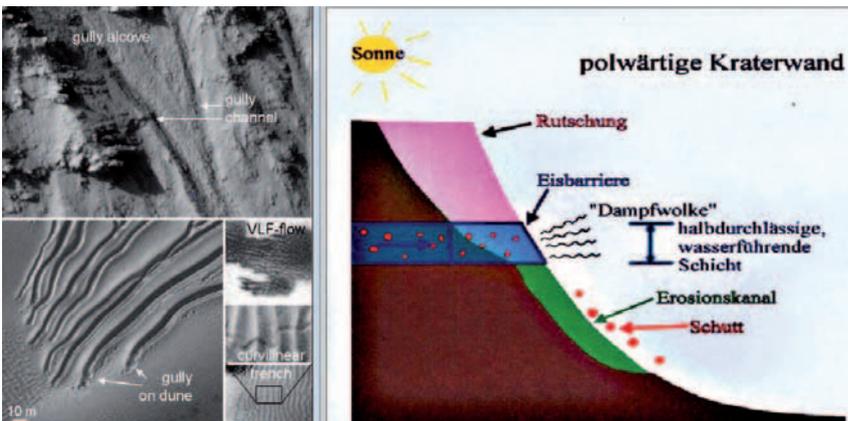


Abb. 7: Links: Beispiele für Ausflusskanäle (Gully) – alle Abbildungen im gleichen Maßstab. Russel Krater (unten links), die Gullys enden in einer Düne. Daneben: Sicker- und Fließstrukturen im Frühling (VLF flow: Viscous Liquid Film flow) und darunter eine gebogene Fließspur über kleine Sandrippel; rechts: Modell für das Entstehen von Ausflusskanälen (ESA, DLR Berlin, IfP Münster, NASA, 2010).

auf kleinen Skalen (< 1 km) Ursache der Abflussrinnen (Gullys). Dr. Reimers von Institut für Planetologie der Universität Münster (2010) fand eine 2 m breite Ablaufrinne, deren Länge sich innerhalb von 3 Marsjahren um 170 m verlängert hat. Wassereis schmilzt, tritt aus dem Steilhang aus und strömt – mit Sand gemischt – in sanften Schwingungen den Hang abwärts (siehe das Modell auf Abbildung 7, rechts). Die Abflussrinnen werden hangabwärts immer schmaler; bei Verschmelzungen erweitert sich die Rinnenbreite. Dies sind zwei gute Anzeichen, dass Wasser-Sand-Gemische dafür verantwortlich sind und Wasser das Transportmittel ist. Kohlendioxid-Eis ist vor dem Entstehen der Rinne wegen der Temperaturverhältnisse immer schon wegsублиmiert. Die Oberflächentemperatur im Russelkrater (Abbildung 7, links) liegt zur Frühlingszeit über dem Gefrierpunkt von Wasser. Nicht auszuschließen ist, dass diese Flüssigkeit eine konzentrierte Wasser-Salz-Lösung ist, die auch bei extrem tiefen Temperaturen flüssig bleibt.

Methan in der Marsatmosphäre

Seit 2003 weiß man, dass die Marsatmosphäre als Spurengas auch Methan (CH_4) enthält. Es ist unter marsianischen Atmosphären-Bedingungen eine relativ kurzzeitig stabile Verbindung. Methan wird auf der Erde zu 90 % durch biologische Prozesse erzeugt. Es bildet sich beim Verfaulen organischer Stoffe unter Luftabschluss (Sumpfgas), wird aber auch von Bakterien als Abbauprodukt ausgeschieden. In geringem Maße entsteht es bei katalytischen Prozessen im heißen Gestein bei Anwesenheit von Wasser.

Das Methanvorkommen ist auf dem Mars örtlich und zeitlich variabel. Einzelne nachgewiesene Methangaswolken enthalten bis zu 19000 t Methan. Man schätzt, dass jährlich rund 2,5 Mio t dieses Gases auf Mars entstehen. Es wird durch ultraviolette Strahlung auf Zeitskalen von wenigen Jahren in der Marsatmosphäre zersetzt. Das Gas muss daher episodisch aus dem Untergrund nachgeliefert werden. Mars ist daher entweder im biologischen oder geologischen Sinne aktiv.

Die Gaswolken tauchen über Gebieten auf, die Anzeichen von Bodeneis oder alten Wasserspeichern zeigen. Der Lebensraum der Methanogene – Methan erzeugende Mikroben – müsste im Temperaturbereich von Null Grad liegen. Diese Temperatur herrscht ständig, je nach Region, zwischen 150–4000 m unter der Marsoberfläche. Da die beobachtete jahreszeitliche Variabilität der Methanvorkommen eindeutig ist, scheiden Vulkanismus oder Kometeneinschläge für die Freisetzung von Methan aus. Es muss also diesbezügliche Prozesse geben, die mit der jahreszeitlichen Erwärmung und Abkühlung des Bodens zu tun ha-

ben. Methan und Wasser bedingen einander. Methan kann nur im Marsboden entstehen.

In der Forschung herrscht Einigkeit, dass Lebensformen an der Marsoberfläche unwahrscheinlich sind. In einiger Tiefe unter der Oberfläche aber, bei Vorhandensein von Eis oder flüssigem Wasser, kann zellbasiertes Leben, wie wir es kennen, vorkommen. Man weiß, dass anaerobe (ohne Sauerstoff existierende) Mikroben, die Methan aus Wasserstoff und Kohlendioxid erzeugten, die frühesten Formen irdischen Lebens darstellten. Eine zur Zeit ungeklärte Frage grundsätzlicher Natur ist, ob Methan erzeugende, anaerobe Mikroorganismen unter der Marsoberfläche existieren können und wie sie in aktiven oder inaktiven Zuständen verharren.

Dem gegenüber steht der geochemische Prozess der Serpentinisierung. Die Minerale Olivin und Pyroxen werden unter Einwirkung großer Mengen Wassers und Wärme in Serpentin umgewandelt. Dabei wird Wasserstoff freigesetzt, und bei Vorhandensein von Kohlendioxid bildet sich, über mehrere Reaktionsstufen hinweg in unterirdischen Wärmezonen, Methan. Solche Prozesse liefern allerdings nicht die plötzlich auftretenden großen Methanmengen.

Erst künftige Vor-Ort-Untersuchungen mit Tiefenbohrungen auf der Marsoberfläche werden die Entstehung von Methan aufklären.

Folge dem Wasser – heißt das Schlagwort der Marsforschung. Die Bedingungen für einfachste Lebensformen waren und sind auf Mars gegeben. Jetzt gilt es, diese Lebensformen zu finden.

Literatur

Die Vielfalt an neuen Marsdaten ist gewaltig. Hier sind einige Anschriften mit aktuellen Daten und erklärenden Zusammenfassungen:

www.msss.com

www.sci.esa.int/marsexpress

www.nasa.gov/missionpages/mars

www.esa.int/mars

www.phoenix.nasa.gov/hove

Der Maler Hans Jürgen Kallmann*

VON GERDA HADDENHORST-KALLMANN

Hans Jürgen Kallmann zitierte gern das Wort: „Wenn sich jemand etwas sehr dringend wünscht, so liegt zuweilen in dem Wunsch die Gnade der Erfüllung.“ In den letzten zehn Jahren seines Lebens wünschte Kallmann sich, seine Bilder sollten nach seinem Tod zusammengehalten werden und in einem Museum der Öffentlichkeit zugänglich sein. Den Grundstock zur Verwirklichung dieses Plans legte der frühere Präsident unserer Humboldt-Gesellschaft, Professor Erwin Stein. Er regte an, eine Hans Jürgen Kallmann-Stiftung zu gründen und – als zweiten Schritt – ein Kunsthaus als bleibende Stätte für das Lebenswerk Kallmanns zu finden.

Von dieser ersten Überlegung bis zur Verwirklichung des Kallmann-Museums vergingen acht Jahre – das war von 1982 bis 1990. Erst 1988 wurde der richtige Standort für den Museumsbau gefunden: In Ismaning vor den Toren von München gibt es einen wunderschönen Schlosspark, und in diesem Schlosspark stand einst eine Orangerie, das Gewächshaus der Auguste Amalie, die die Witwe des Stiefsohns Napoleons, Eugène Beauharnais, und die Tochter des ersten bayerischen Königs, Max des Ersten Joseph, war. Sie ließ die Orangerie in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts von dem Architekten Jean Baptiste Metivier erbauen und erfreute sich an der Pracht südlicher Pflanzen. Der Zahn der Zeit nagte an dem klassizistischen Holzgebäude. Zu Beginn der 80er Jahre des letzten Jahrhunderts wurde der verfallene Bau abgetragen. Und der damalige Erste Bürgermeister von Ismaning, Erich Zeitler, ergriff die Gelegenheit, sozusagen zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Zum einen, die Orangerie wieder erstehen zu lassen, zum zweiten, dem Lebenswerk Kallmanns eine bleibende Heimstätte zu schaffen. Es ist der Gunst der Stunde zu danken, daß dieser Plan gelang. Großzügige finanzielle Förderung von öffentlicher und privater Hand schuf die Voraussetzung, viele Helfer und die Pläne eines ausgezeichneten Architekten ließen den Bau erstehen. Im Juli 1990 konnte das Richtfest gefeiert werden – Hans Jürgen Kallmann war überglücklich. Sein fertiges Museum sah er zum letzten Mal im Februar 1991 kurz vor der geplanten Eröffnung. Er starb am 6. März 1991.

Dem Zusammenhalt vieler Menschen ist es zu danken, dass über ein Jahr später, am 16. Juli 1992, das Kallmann-Museum unter engagierter Leitung von Frau Gisela Hesse eröffnet werden konnte. Ein Pressefoto aus dem ersten Jahr zeigt die Vorderansicht des Museums, die nach alten Plänen neu gebaute Orangerie

* Vortrag, gehalten am 03. Oktober 2010 zur 92. Tagung der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. in Bad Nauheim

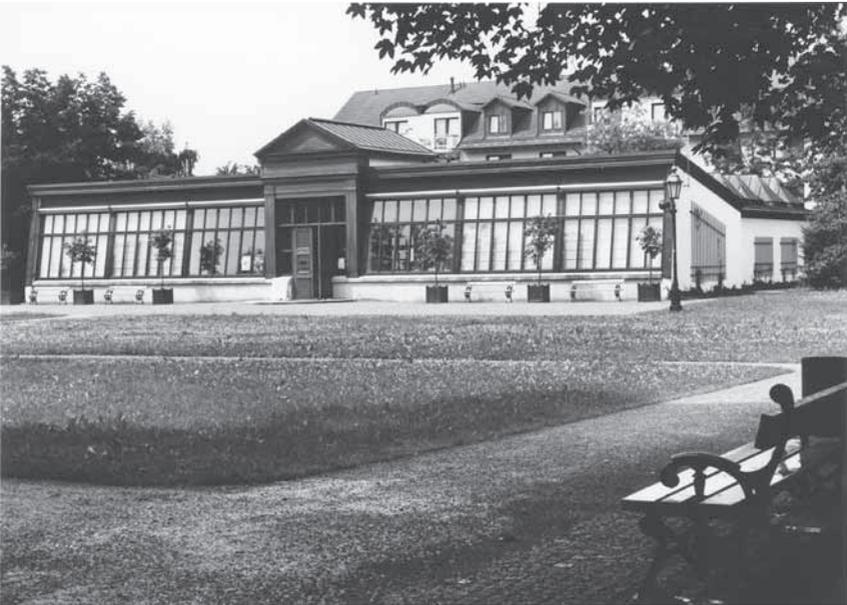


Abb. 1: Kallmann-Museum in der Orangerie Ismaning

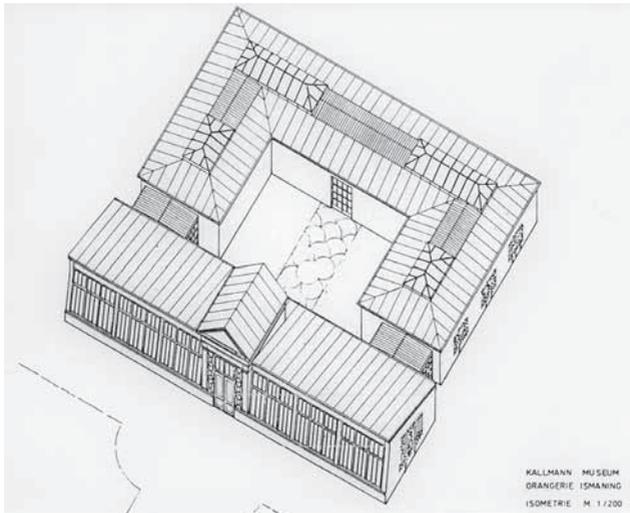


Abb. 2: Architektenzeichnung des Kallmann-Museums

mit den hohen Fensterfronten. Daran anschließend ist auf der rechten Seite ein kleiner Teil des eigentlichen Museumstraktes zu erkennen (**Abbildung 1**). Die Architektenzeichnung des Kallmann-Museums (**Abbildung 2**) verdeutlicht den Gesamtbau: Vorn die Orangerie mit zwei großen Ausstellungsräumen ist durch zwei Zugänge, die als Grafikkabinette dienen, mit dem dreischenkligen Museumsbau verbunden. Der Gesamtbau umschließt einen Innenhof. Bei schönem Sommerwetter werden hier Konzerte und Lesungen veranstaltet. In der Orangerie befindet sich, vom Eingang rechts gesehen, ein gemütliches Eckchen (**Abbildung 3**) zum Ausruhen bei warmen und kalten Getränken. Von dort betritt man einen der Ausstellungsräume.

Hans Jürgen Kallmann hatte sich ein lebendiges Kunsthaus gewünscht. Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Heute ist das Kallmann-Museum ein wesentlicher kultureller Faktor der Gemeinde Ismaning. Sowohl die dortige Bevölkerung wie auch viele Münchner kommen immer wieder gern und besuchen die zahlreichen Veranstaltungen. Seit 18 Jahren zeigt das Museum drei jährlich wechselnde Ausstellungen fremder Künstler und das Werk Kallmanns mit seinen drei großen Lebensthemen: Mensch, Tier, Natur. Doch nun gehen wir zurück in die Vergangenheit.



Abb. 3: Eckchen zum Ausruhen in der Orangerie rechts vom Eingang



Abb. 4: Hans Jürgen Kallmann, 80. Geburtstag 1988. Vorausbild zur Eröffnung seiner großen Ausstellung in der Galerie Wolfgang Ketterer München am 25. 02. 1988. Foto: Friedrich Rauch

Hans Jürgen Kallmann (**Abbildung 4**) stammt aus dem Osten. Er wurde am 20. Mai 1908 als zweiter Sohn eines Arztes in der kleinen Kreisstadt Wollstein in der Provinz Posen geboren. Seine Kindheit verlief harmonisch und glücklich. Der Vater nahm seine Söhne häufig mit zur Pirsch und pflanzte in beide die tiefgehende Liebe zur Natur und zum Tier. Nach dem Anschluß Wollsteins an Polen fand die Familie 1919 eine neue Heimat in Halle an der Saale. Kallmann hat Wollstein nie wiedergesehen, sehr oft aber über seine Kindheit gesprochen. Anlässlich einer Feierstunde zu seinem 80. Geburtstag sagte er am 19. Mai 1988 im Rathaussaal in Pullach (ich zitiere Kallmann hier wörtlich):

„Ich komme aus einer – sagen wir mal – Gegend, die in ihrer grandiosen Einsamkeit mich geformt hat, nämlich aus dem damals deutschen Osten. Wenige heutige junge Menschen werden die Provinz Posen überhaupt dem Namen nach kennen, es ist heute Poznan, polnisch geworden und liegt zwischen dem einstigen Westpreußen und dem einstigen Pommern. Da ich schon mit elf Jahren die Heimat verlassen mußte, kann ich kaum wesentliche optische Erinnerungen an

sie haben. Das Entscheidende ist: man trägt die Welt der jungen Jahre, auch der frühesten, denn die bilden ja die Basis des Lebens, in sich.

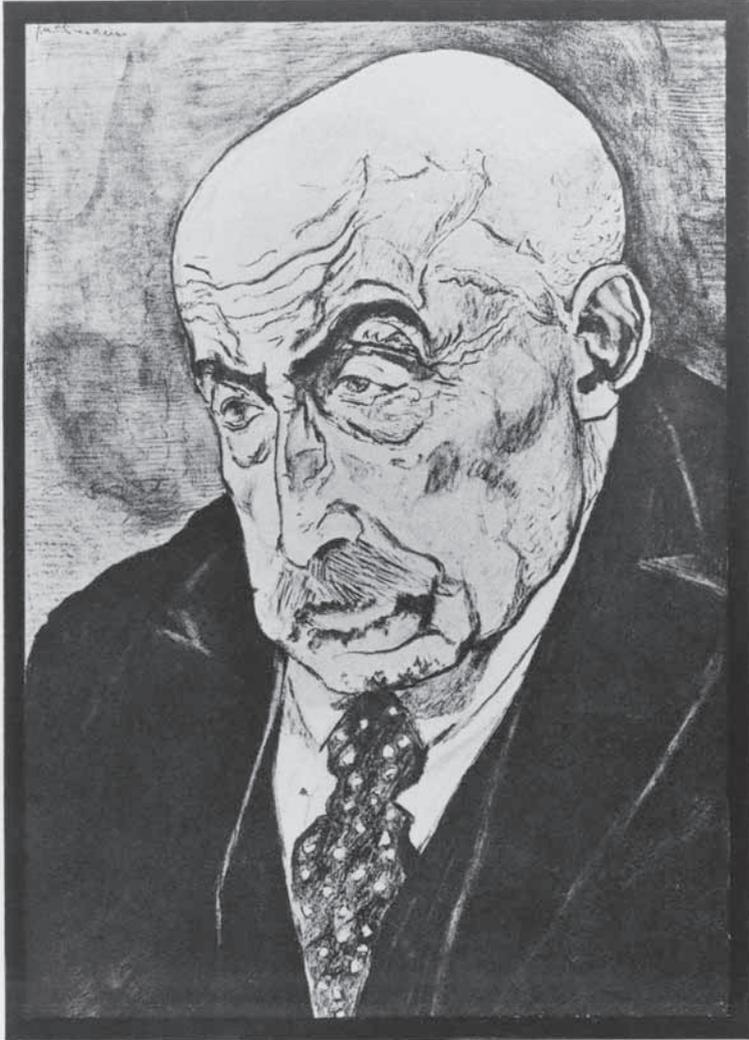
Ich kann Ihnen, meine Damen und Herren, verraten, daß ich in drei Tropen-jahren in Südamerika von 1949 bis 1952 die Vorstellung der ostdeutschen Tief-ebene vor dem inneren Auge sah, die weiten gelb-braunen Kornfelder mit den rot und blau gesprenkelten Blumen und die tiefen, grauen Wolken darüber, die einsame, sumpfige, grandiose Schönheit der Masuren – obwohl ich nach dem Auszug 1919 nie mehr dort war. Vielleicht war es der Gegensatz zu dem gleißenden Sonnenlicht der Subtropen, der mich wie ein Panzer einschnürte und der mich da nicht heimisch werden ließ, obwohl viele südamerikanische Menschen mir sehr nahe kamen und ihre Freundschafts-Kundgebungen, so lange sie lebten, die Jahre wieder in Deutschland überdauert haben. Der ostdeutsche Mensch ist im Grunde seines Herzens spröde. Der einstige Direktor am Wallraf-Richartz-Museum in Köln, Professor Horst Keller, sagte mal: „Der Mensch im Osten trägt ein kleines Päckel Lebensfreude vor sich und einen Riesenrucksack voll von Melancholie auf dem Rücken hinter sich...“

In Halle machte Hans Jürgen Kallmann ein recht frühes Abitur und immatrikulierte sich im Sommersemester 1925 an der dortigen Universität im Fach Medizin. Während seines Studiums zeichnete und malte er histologische Präparate und fand so zu seiner eigentlichen Bestimmung. Ich zitiere Kallmann:

„Im Erkennen der Urflüsse des Lebens den Menschen nicht zu sezieren – also die Abkehr von der Medizin – , sondern das Menschliche suchend, die dunklen und hellen Seiten zu addieren: arbeiten und in Farbe und Form zu deuten.“

Nach dem 8. Semester brach Kallmann sein Medizinstudium ab. Der Vater war bereits 1927 gestorben, die Mutter verweigerte ihm jede finanzielle Unterstützung. Als Pressezeichner für die Halleschen Nachrichten und später für die Saale-Zeitung hielt er sich einigermaßen über Wasser. Er ging in die Garderoben gastierender Schauspieler-Größen und zeichnete sie. Seine Liebe zum Theater und zu den Künstlern hat ihn zeit seines Lebens nicht mehr verlassen. Ob Kallmann in Berlin lebte oder später in München, er hat immer die Nähe von Künstlern gesucht. Ihn faszinierte die Verwandlung des Menschen in die Rolle und die Zurückverwandlung in das eigene Ich.

Im Januar 1930 bestimmte ihn seine spätere Frau Paula, sein Glück in Berlin zu versuchen. Er wurde in die Meisterklasse von Emil Orlik an den „Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst“ aufgenommen. Aber bereits nach wenigen Tagen war dieses Gastspiel zu Ende mit der Begründung im Entlassungsschreiben, er sei schon zu fertig, um hier noch gefördert werden zu können. Der Rauswurf kam einer Katastrophe gleich, denn das Stipendium ging verloren, der noch nicht einmal 22jährige stand völlig mittellos da. Max Slevogt, der ebenfalls eine Meisterklasse an den Staatsschulen leitete, half dem



Max Liebermann, Bildnis in Oelkreide des
22jährigen Malers Hans Jürgen Kallmann.
Juryfreie Kunstausstellung.

Abb. 5: Max Liebermann 1930 – Kohlezeichnung

jungen, werdenden Maler, korrigierte seine Arbeiten und steckte ihm so manchen Geldschein zu. Wegen Unterernährung brach Kallmann zweimal auf offener Straße zusammen und wurde in einem Berliner Krankenhaus wieder hochgepäpelt. Vereinzelte Porträtaufträge von Privatleuten halfen ein wenig, und Kallmann zeichnete berühmte Zeitgenossen, die in Berlin lebten. Diese ersten Zeichnungen und auch einige Ölporträts von – unter anderen – Renée Sintenis, der Bildhauerin, von dem Schauspieler Mathias Wieman, den Malern Max Slevogt und Max Liebermann stellte der damalige Präsident der Juryfreien Kunstausstellung, Hermann Sandkuhl, zu Beginn des Jahres 1931 aus. Ein Blatt veröffentlichte die Vossische Zeitung großformatig in ihrer Sonntagsbeilage: Es ist das Porträt von Max Liebermann, in Ölkreide gezeichnet (**Abbildung 5**).

Kallmann hatte bei Liebermann angerufen, um einen Termin zum Zeichnen gebeten und diesen auch sofort erhalten. Bei der Begegnung beider war Kallmann fasziniert von dem – wie er sich ausdrückt – „herrlichen Semiten-Kopf mit der langen, edlen Nase und den eng stehenden dunklen Augen“. Kallmann zeichnete mehrere Studien in anderthalb Stunden, die Liebermann so befand, daß er sie signierte. Diese hier gezeigte Studie hat den Krieg überlebt. Ihr Besitzer, der Rechtsanwalt Rosenberg, nahm sie bei seiner Emigration mit nach New York.

Nach der ersten erfolgreichen Ausstellung von 1931 folgte eine Zeit der Stille, der Innenschau, des künstlerischen Experimentierens. Kallmann gestaltete zum Beispiel eine Illustrationsreihe zu Knut Hamsuns Jugendroman „Hunger“. Da ihm das Geld fehlte, echte Grafiken zu machen, also Zinkplatten zu kaufen und diese zu ätzen, benutzte er kartonähnliches Papier, strich es mit schwarzer Tusche an und kratzte mit einem Federmesser Striche und Linien hinein. Auf Karton entstanden auch riesige Kohlezeichnungen von Wattenmeeren, melancholischen Dünenlandschaften und Menschen, die in der Natur ruhen.

1934 wird Kallmann durch den Film „Abel mit der Mundharmonika“ auf die gewaltige Weite der Landschaft Schleswig-Holsteins aufmerksam. Er bemüht sich um ein kleines Stipendium und fährt im Sommer mit seiner Frau nach Husum. Ganz in der Nähe von Husum, in dem kleinen Dorf Lund, direkt am Wattenmeer gelegen, finden die Kallmanns Unterkunft. Am Tag erkundet Kallmann die Gegend, beobachtet die Gezeiten, den Himmel, die Tiere, skizziert Pferde, abends zeichnet er in dem schummerigen Licht einer kleinen Lampe. Das heißt, er benutzt auch hier eine eigene Technik: Er streicht seine Blätter mit sibirischer Reißkohle schwarz an und radiert mit einem Knetgummi aus dem Dunkeln ins Helle Phantasiegesichte, die ihn bedrängen.

Es entstehen sich aufbäumende „Geisterpferde“ (**Abbildung 6**), Riesenvögel über Ackerfurchen oder geierhafte Untiere, die auf Wagenrädern nisten. Viele dieser malerischen Blätter haben sich erhalten. Sie befinden sich bei frühen Sammlern oder in Museumsbesitz beispielsweise in Köln und Frankfurt.



Abb. 6: *Kampf der Geisterpferde* 1934 – Kohle auf Papier



Abb. 7: *Hyäne in der Nacht* 1935 – Öl auf Leinwand

Nach der Rückkehr aus Lund erhielt Hans Jürgen Kallmann den Rompreis der Berliner Akademie der Künste, der ihn für ein dreiviertel Jahr (Herbst 1934 bis Sommer 1935) jeder materiellen Sorge enthob. In der herrlichen Villa Massimo in Rom malte Kallmann merkwürdigerweise besonders viele Tierbilder. Auch die später vom Wallraf-Richartz-Museum in Köln angekaufte und dann als „entartet“ verbrannte „Hyäne in der Nacht“ war dabei. Das Bild hat sich in einem schwarz-weiß Foto erhalten (**Abbildung 7**).

Ich möchte an dieser Stelle aus einer Rezension zitieren, die in der Kölnischen Zeitung vom 13. März 1936 anlässlich der Ausstellung „Zeitgenössische deutsche Kunst“ im Kölner Kunstverein erschien. Hier heißt es:



Abb. 8: Paula Wessely als Dorothea Angermann in Hauptmanns gleichnamigem Schauspiel 1939 – Öl auf Leinwand

„Auf die Bilder Hans Jürgen Kallmanns sammelt sich die Aufmerksamkeit der Besucher; in allen diesen Bildern steckt etwas Magnetisches. Er malt Tiere, er malt Tierseelen. Er malt in der Nacht, er kennt die Zwischenstimmungen zwischen scheidender Sonne und Dunkelheit, zwischen Dunkelheit und steigender Sonne. Es kommt ihm darauf an, für das, was er sieht, den stärksten Ausdruck zu finden; er gibt die Natur nicht wieder, er steigert sie. Daß er das wagt und kann, gibt ihm seine Bedeutung und macht seinen Anfang als Maler so gewichtig in Bildern wie: Der Elch, Die Schleiereulen, Der Hundsaffe, Hyäne in der Nacht, Schreitender Silberlöwe, Der afrikanische Adler.“

Kallmann hat mir gegenüber die Farbwerte des 1,25 x 1,25 Meter großen Bildes so angegeben: Der Körper der Hyäne ist tonig-dunkel gemalt, der Kopf zwischen Gelb und Ocker, das Tier verschmilzt mit einer dunkelgrünen Landschaft oder wächst – wenn man so will – aus ihr hervor, ein gelbes Mondlicht beleuchtet fahl die Szene. – Fast alle Tierbilder dieser Zeit sind im Krieg untergegangen.

Im Januar 1940 hatte Hans Jürgen Kallmann eine große Ausstellung in der Galerie von der Heyde in Berlin. Diese Ausstellung wurde viel beachtet und viel besprochen. Bei von der Heyde hingen die Schauspieler-Bilder, große Öle von Christian Rohlf, Ernst Barlach und Käthe Kollwitz, deren Ateliernachbar Kallmann 1939/1940 war. Es hingen dort Landschaftsbilder, das Bild einer „von Stürmen und Frösten, von Sonnenbränden und Wasserfluten zerfetzten alten Eiche“ und das Bild eines „aus dem Schlammdunkel des Gewässers hervorschießenden Raubfisches mit seinem wie enthäutet wirkenden Leib“. Die Beschreibung der letzten beiden Bilder stammt nicht von mir, sondern von einem der renommiertesten Kunstkritiker der damaligen Zeit, von Gert H. Theunissen.

Bevor ich eine Passage aus seiner Besprechung der Ausstellung zitiere, sei hier noch ein weiteres großes Ölbild dieser Zeit vorgestellt. Es zeigt die Schauspielerin Paula Wessely in der Rolle der Dorothea Angermann in Hauptmanns gleichnamigem Schauspiel (**Abbildung 8**). Auch dieses Bild ist in einer Berliner Bombennacht verbrannt.

Eine kleine Ahnung von den Farben der Bilder der damaligen Zeit und wie bewußt Kallmann sie einsetzte, bekommen wir durch Gert H. Theunissens Rezension. Theunissen schreibt (Kölnische Zeitung, 15. Februar 1940):

„Die vielberufene ‚Ähnlichkeit‘ des oder der Dargestellten steht hier keineswegs zur Diskussion, nämlich insofern nicht, als es Kallmann darum zu tun ist, für diese oder jene individuelle Haltung und Gebärde diese oder jene Farbspannung zu erreichen. Erst aus der richtigen Wahl und Zuordnung von Farbwert und Charakter, woraus dann von selbst die Gebärde und der ‚Umriß‘ erwächst, formt sich die Wirklichkeit. Es handelt sich um Porträte, die ganz von innen her gesehen sind: aus der Dynamik der Farben. Ihrer geheimen Zwiesprache und Dramatik ist alles Willkürliche und Zufällige entzogen. So spiegelt sich in dem Bild-



Abb. 9: Schimmelfohlen 1944 – Pastell auf Papier

nis der Paula Wessely die innere Verhaltenheit im samtenen Braun des Jacketts, über das wie ein Streifen kalten, sprühenden Feuers ein dünner, schmaler Pelz läuft. Die Koketterie des keck aufs Ohr gesetzten Hütchens fängt sich in der rosafarbenen Blume, mit der das Hütchen geschmückt ist.“

Ich meine, in dem Gesicht der Schauspielerin Paula Wessely findet sich die Verlorenheit und die Verzweiflung der Bühnengestalt Dorothea.

Und nun das Schimmelfohlen (**Abbildung 9**). Dieses Pferdepastell entstand in Kallmanns kleinem Tiroler Haus, das er sich im Kriege aus einem alten Schießstand hatte bauen lassen. Aus Platzmangel malte er da quasi zwischen Tür und Angel, häufig auf der Erde liegend, seine Bilder. Von Schleswig-Holstein hatte Kallmann viele Zeichnungen von jungen Pferden mitgebracht, meistens waren es Schimmelfohlen, die dunkelgrau geboren werden und sich dann langsam verfärben, wie das auch bei den Schwänen der Fall ist. In diesem Zwischenalter, nicht mehr Fohlen, aber auch noch nicht erwachsen, sind sie farbig wunderbar, vom Huf aufwärts bis zum unteren Teil des Leibes noch ganz dunkel – während Kopf, Hals und Rücken schon schneeweiß sein können.

Kallmann malte zwei Versionen seines Bildes. Diese hier ist berühmt geworden. Kallmanns alter Freund aus Berliner Tagen, der Journalist Hans Wallenberg, der im Krieg Deutschland verlassen hatte, kam nach dem Krieg mit der amerikanischen Truppe als Presseoffizier in seine alte Heimat zurück und übernahm als Chefredakteur die „Neue Zeitung“, die amerikanische Zeitung für die deutsche Bevölkerung. Und er reproduzierte großformatig dieses Schimmelfohlen im Feuilleton der Zeitung. Der Erfolg war unsagbar, der Verlag bekam mehr als zehntausend Leserzuschriften, Kallmann selbst nach Tirol etwa zweitausend. Häufig waren die Briefe nur adressiert: An den Maler des Schimmelfohlens – und sie kamen an. Die Deutung des Bildes war interessant: Ein kleines, unschuldiges Tierwesen tragt aus einer düsteren Welt wie ein Hoffnungsschimmer nach Chaos und Untergang in eine heile Zukunft.

Ich muß hier etwas zum Lebensweg Kallmanns nachtragen: 1937 war er der jüngste sogenannte „entartete“ Künstler. Das bedeutete „Berufsverbot“, das bedeutete, Bilder nicht mehr verkaufen zu können und zu dürfen. Ein Jahr lang lebten die Kallmanns abgeschnitten von der Welt, wußten nicht, wie sie am nächsten Ersten jeden Monats die Miete zahlen sollten. Kallmann selbst bezeichnet diese Zeit als „selbstmordgefährdet“; er schreibt: „Es ist schwer, wenig zu haben, aber grauenhaft, gar nichts.“

Dann hatte sich Kallmanns Ruf als jüngster „Entarteter“ herumgesprochen. Die Clique der kunstinteressierten Menschen, die in Deutschland damals gar nicht so klein war, fand sich bei ihm ein. Er verkaufte Bilder – ganz im geheimen, versteht sich – und er konnte wieder leben. In seinem Atelier in Klein-

machnow diskutierten nächtelang junge südamerikanische Studenten, Söhne unendlich reicher Familien, die an der Berliner Uni als der für sie besten der Welt studierten. Einer von ihnen, Pascual Delgado, wurde 1948 der erste südamerikanische Generalkonsul in Frankfurt. Mit Hilfe seiner Verbindungen erhielt Hans Jürgen Kallmann 1949 den Ruf als Professor an die Akademie in Caracas.

Als Frontmaler in Tirol erlebte Kallmann das Ende des Krieges. Das künstlerische Fazit der vergangenen Jahre war bitter für ihn. 1943 wurde eine zweite Ausstellung bei Otto von der Heyde (nach der von 1940, die ich erwähnte) in der Nacht vor der Eröffnung durch Bombenhagel vernichtet. Große Ölwerke, die auf zwei Gütern in der Mark Brandenburg ausgelagert waren, wurden beim Einmarsch der Russen verschleppt oder durch Bajonettstiche zerstört. Zahlreiche Schauspieler-Bilder im Rose-Theater in Berlin wurden ebenfalls ein Opfer der Flammen. Kallmann verlor insgesamt 364 seiner Ölbilder.

Im Juni 1948 kehrt Hans Jürgen Kallmann mit seiner Familie endgültig aus Tirol nach Deutschland zurück und bezieht eine kleine Wohnung in München, der Stadt, die ihm nach dem Krieg am besten gefällt. Hier erreicht ihn der Ruf, eine Professur an der Kunstakademie in Caracas zu übernehmen.

Am 2. Juni 1949 trifft die Familie in der venezolanischen Hauptstadt ein. Hier umfängt sie eine andere Welt: Ein subtropisches Klima, gleißendes Sonnenlicht und die Tatsache, daß in südamerikanischen Ländern eine Zusage nicht allzu viel bedeuten muß. Der für die Berufung Kallmanns zuständige Minister ist „weggeputscht“, der neue fühlt sich an die Verabredung nicht gebunden. Kallmann steht sozusagen auf der Straße und vor dem Nichts. Privatfamilien helfen durch Porträtaufträge. Nach einer ersten großen Ausstellung im August 1949 wird Kallmann die Professur an der Kunstakademie erneut angetragen. Dieses Mal kann er zu seinen Bedingungen annehmen. Er übernimmt eine Meisterklasse für Akt und Porträt und schafft sehr schnell eine starke Vertrauensbasis zwischen sich und seinen Schülern.

In den drei Jahren Südamerika hellt sich Kallmanns Farbpalette auf. Die hochstehende Sonne der Tropen erlaubt keine Schatten, das Licht erhält hier einen absoluten Wert, die dargestellten Dinge – ob Mensch oder Natur – stehen in der Fläche. Sie sehen hier, in Pastell gemalt, einen typisch venezolanischen Dorfausschnitt, einen ansteigenden Weg, wohl aus Lehm bestehend, einige Indiohütten links, etwas Vegetation, einen blauen Himmelsausschnitt oder – möglicherweise – abfallend in die Tiefe ein Stück Blau der Karibik (**Abbildung 10**).

Kallmann hat in Venezuela unendlich viele Eingeborene gemalt: Spielende Indio-Knaben, Reiter, schwarze Männer mit Sombrero, exotische Frauengesichter mit Blumen, Menschen in Trance. Hier sehen Sie einen jungen Indio, das



Abb.10: Venezolanischer Dorfausschnitt 1950 – Pastell auf Pappe



Abb.11: Junger Indio 1951 – Pastell auf Papier

Gesicht ist plastisch durchgestaltet, Kopf und Schulterpartie sind mit wenigen orangefarbenen Kreidestrichen abgegrenzt (**Abbildung 11**).

Hans Jürgen Kallmann hat in Venezuela sehr viele Freunde gewonnen. Er reiste wiederholt im Auftrag einer nordamerikanischen Ölgesellschaft, der Creole-Oil-Corporation, durch das Innere des Landes und malte Ölarbeiter aller Rassen und Farben bei ihrer Arbeit auf den häufig im Wasser liegenden Bohrtürmen. Die Gesellschaft reproduzierte die Bilder in ihrem Monatsmagazin „El Farol“, das bedeutet die Abgasflamme, die neben jedem Bohrturm brennt. Und Kallmann erhielt von der Regierung den Auftrag, für den obersten Gerichtshof ein Porträt von Bolívar zu malen und ein neues Wappen des Staates zu entwerfen. Beide Bilder hängen heute nebeneinander in der Casa Blanca von Caracas.

Nach drei Jahren Südamerika-Aufenthalt kehrte Kallmann nach Deutschland zurück. Er mietete in Pullach bei München die untere Etage eines schönen alten Hauses in der Johann-Bader-Straße. Hier wurde er seßhaft, hier lebte er bis zu seinem Tod 1991. Den hinteren Teil des großen Gartens in der Johann-Bader-Straße mit seinem herrlichen alten Baumbestand hat Kallmann sehr geliebt und oft gezeichnet. Er bekennt in seiner Autobiographie (S. 180):

„...Wenn ich an einem lichten Sommertag, im Garten vor meiner Feld- und Wiesenstaffelei sitzend, einer dreistämmigen Birke in ihrer Verschlungenheit zeichnerisch zu folgen versuchte, dann habe ich das reinste Erlebnisglück empfunden und meinem Herrgott gedankt, daß ich zeichnend und malend auf der Welt sein darf.“

Die Zeichnung „Wintertag im Garten“ (**Abbildung 12**) zeigt einen Gartenausschnitt mit Blick auf das auf der anderen Straßenseite liegende oberbayerische Haus. Alles ist nur angedeutet, der Gartenboden ist mit wenigen Strichen skizziert, die Baumstämme wachsen aus dem Weiß des Blattes, der Gartenzaun enthält Öffnungen, das heißt Aussparungen im Strich, die die Illusion von Tiefe erzeugen.

Und nun der fast gleiche Ausschnitt des Pullacher Gartens in Öl gemalt. Das Bild (**Abbildung 13**) entstand 1983 in Kallmanns kleinem Atelier. Hier interessiert den Maler die Farbe, das facettenreiche Weiß des Schnees im Kontrast zu den dunklen Rosttönen des Baumlaubes und des Hauses dahinter. Mit der kleinen weißen Enklave über dem Zaun, der den Gartenweg des gegenüberliegenden Hauses markiert, schafft Kallmann wieder Raumtiefe. Diese findet ihren Abschluß in der schmalen hohen Tanne, die einen winzigen Himmelsausschnitt unterteilt.



Abb. 12: Wintertag im Garten 1983 – Filzstift auf Papier



Abb. 13: Wintertag im Garten 1983 – Öl auf Leinwand



Abb. 14: Hans Jürgen Kallmann beim Zeichnen hoch über dem Luganer See – Foto von 1971

Auf seinen vielen Malfahrten – ganz gleich, ob es sich dabei um Privatreisen oder Porträtaufträge in anderen Städten handelte – hatte Kallmann seine Zeichenutensilien, nämlich eine leichte Staffelei, Papier, Kreiden und Stifte, immer dabei. Zur Auflage des Zeichenblocks genügte ihm eine Stuhllehne oder, wie auf diesem Foto (**Abbildung 14**), das Geländer eines Balkons oder einer Terrasse. Die untere Kante des Zeichenblocks stützte er auf den Körper, die linke Hand hielt den linken Rand des Blocks und umspannte gleichzeitig mehrere Zeichenstifte, die rechte Hand führte den Stift über das Papier. Zeichnete Kallmann in jungen Jahren viel mit der Rohrfeder oder mit Kohle, so bevorzugte er später Filzstifte in blauer, brauner und schwarzer Farbe. In den letzten zwei



Abb. 15: Zeichnung Bissone / Lugano 19.09.1971 – Filzstift auf Papier

Jahrzehnten war es nur noch der farbechte japanische Filzstift, dessen Farbin-
tensität im Sonnenlicht am wenigsten nachläßt. Von diesen Stiften benutzte er
für eine durchgestaltete Zeichnung ca. sechs bis acht. Wurde ein Stift blasser,
wechselte er auf einen neuen, während sich der alte erholen konnte oder ausge-
dient hatte. Da die Striche des Filzstiftes nicht auszuradiieren sind, also nichts
bei einer Zeichnung korrigierbar ist, mußte Kallmann jede Nuance der Zeich-
nung im voraus bedenken. Das Foto zeigt Kallmann bei der Arbeit an einer
Zeichnung hoch über dem Luganer See. Auf der linken Bildseite ist eine knor-
rige Föhre zu erkennen – und hier ist die Zeichnung selbst (**Abbildung 15**).
Ich möchte dazu Kallmann sprechen lassen, der sich häufiger über den Akt des
Zeichnens geäußert hat. In seiner Autobiographie steht (S. 249/50):

„Es ist etwas sehr Merkwürdiges: man beginnt irgendwas zu zeichnen, Strich
neben Strich beginnt das Blatt zu füllen, an einer Stelle verdichtet sich die
Strichlage, aus Querlinien werden Waagerechte, kreuzen sich, spielen lose mit-
einander, auf einmal formt sich etwas, das ein Ding werden könnte, wird um-
kreist und pointiert sich plötzlich zu einem Wesen. Das Wesen wird zur Form
und diese, immer enger *umschrieben* und nicht *beschrieben*, ist dann ein Tier,
oder ein Gesicht, oder eine Blume, oder ein Baum. Die irgendwo auf dem Blatt
sich einnistende Insel braucht einen Kontrapunkt, ein weiterer deutet die mög-
liche Komposition an, das Skelett ist da, die frei schweifende Phantasie beginnt
dem Intellekt zu unterliegen, die noch streunenden Zufälle, mit denen ja alles
begonnen hat, werden organisch in ein Bildgeschehen eingeordnet, die Nester,
graphisch vorbereitet, strecken ihre Fühler untereinander aus: auf einmal ist die
globale Verdichtung in der kleinen Welt ablesbar.“

Hier in dieser Zeichnung (Abb. 15) setzt der tintig dunkle Nadelbaum links im
Vordergrund den Kontrapunkt zu den zarten Schraffuren des Sees und des Ber-
ges mit seinen angedeuteten beiden Kirchen. Über allem steht eine riesige Son-
ne. Sie wirft Lichtreflexe auf den See. Das Boot unten rechts sitzt komposito-
risch genau am richtigen Platz. Das helle Segel korrespondiert mit der hellen
Sonne. Die Aussparungen des Stiftes zu beiden Seiten des Bildes sind bewußt so
– und nur so – gestaltet. „Die globale Verdichtung in der kleinen Welt“, von der
Kallmann spricht, ist in dieser Zeichnung vollendet „ablesbar“.

Hans Jürgen Kallmann bekennt in seiner Autobiografie (S. 67):

“So lange ich bewußt lebte, war ich von der Natur abhängig. In ihr fand ich
mich, bei allen seelischen Schmerzen, wieder, sie war immer die Hüterin meines
Lebens-Sinnes. Außerdem war es mir mit steigendem Alter klar geworden, daß
Menschengesicht gleich Landschaft ist, über einem Antlitz geschehen die glei-
chen Ereignisse, wie sie Naturformen über sich ergehen lassen müssen.“



Abb. 16: Papst Johannes XXIII. 1959 – Pastell auf Papier

Mit der Rückkehr aus Venezuela – also 1952 – begann “wie ein Paukenschlag“ (das sind Kallmanns Worte) die Auseinandersetzung mit dem Menschen.

Wie viele große Männer unserer Epoche, die Schicksal bestimmten, hat Hans Jürgen Kallmann im Bildnis einer Zukunft überliefert: Männer der Industrie, der Wirtschaft, der Politik, der Geisteswissenschaften, der Religion, der Kunst; Männer wie Heuss, Adenauer oder Papst Johannes XXIII. Diese Pastell-Studie des gütigen Papstes (**Abbildung 16**), die unter vielen anderen im Vatikan 1959 entstand, hat Kallmann besonders geliebt. Sie hing zeit seines Lebens in seiner Pullacher Wohnung und gehört heute der Stiftung. Sie ist im Kallmann-Museum in Ismaning häufig zu sehen.

Und nun ein Ölbild von Bertolt Brecht (**Abbildung 17**). Kallmann war Anfang der 30er Jahre oft mit ihm zusammen. Die beiden hatten endlose Diskussionen in Brechts kleinem, sehr unordentlichem Zimmer am Steinplatz in Berlin. Dann haben sie sich lange Jahre nicht gesehen und auch nicht miteinander korrespondiert. Durch die Vermittlung Hans Schweikarts kam es 1956 zu einer neuen Begegnung, und dann entstand in Kallmanns Pullacher Wohnung dieses Bild. Kallmann hat die Pupillen in dem Gesicht leer gelassen, den Kopf leicht zur Seite geneigt gemalt, den Mund wie ein Fragezeichen gebildet, der rechte obere Bogen lächelt ein wenig, der untere dominiert in einer nicht zu übersehenden Resignation. Kallmann sagt, er habe beim Malen nicht geahnt, daß Brecht sechs Wochen später tot sein würde, er habe aber einen völlig isolierten Eindruck gemacht, irgendwie sei „das Leiden der armen Menschenkreatur geradezu anonym in sein Gesicht geprägt“ gewesen. Josef Haubrich kaufte das Bild für seine Sammlung im Wallraf-Richartz-Museum in Köln, Boleslav Barlog erwarb eine Studie für das Schiller-Theater in Berlin, eine weitere Studie, ein Tempera-Pastell, besitzt die Kallmann-Stiftung.

In dem Festvortrag, den Kallmann anlässlich seines 80. Geburtstages bei einer Feierstunde im Rathaus in Pullach hielt – ich zitierte zu Beginn schon daraus –, gibt Kallmann in knapper Form eine Lebensübersicht: „Gedanken zu meinem und über mein Leben.“ Er sagte damals:

„In Berlin habe ich arbeiten, an mir zu arbeiten gelernt. Der Laie hat ja vom Künstler im Durchschnitt die Vorstellung, er sei leicht, leichtfertig, faul und im Grunde genommen zu nichts nütze. Was ahnt er von den Einsamkeiten, von den Gesichtern, die nicht zu Gesichtern werden, von den meistens dunklen Schatten, die die Begleiter eines solchen Lebens sind.“

In dem Selbstbildnis Kallmanns „Die schwarzen Stühle“ (**Abbildung 18**) erhält das Wesen des Künstlers Gestalt. Kallmann schreibt in seinem „Verwundbaren Stier“ zu diesem Bild (S. 105):

„Der Innenraum ist eine Erinnerung an mein kleines Haus in Tirol, primitive Holzplanken auf der Erde und solche als Plafond, eine Leuchte, die über ei-



Abb. 17: Bertolt Brecht 1956 – Öl auf Leinwand

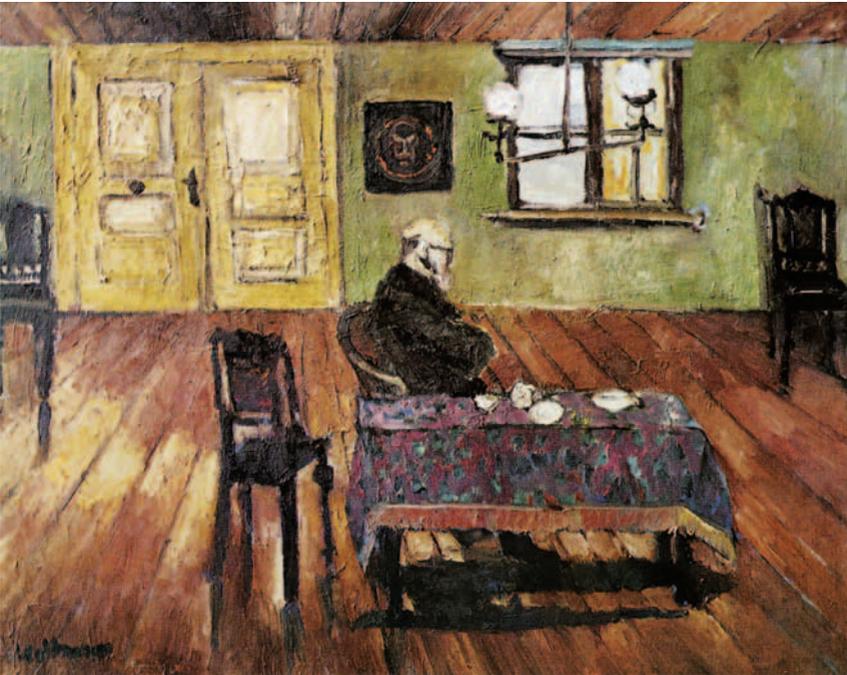


Abb. 18: Die schwarzen Stühle (Selbstbildnis) 1962 – Öl auf Leinwand

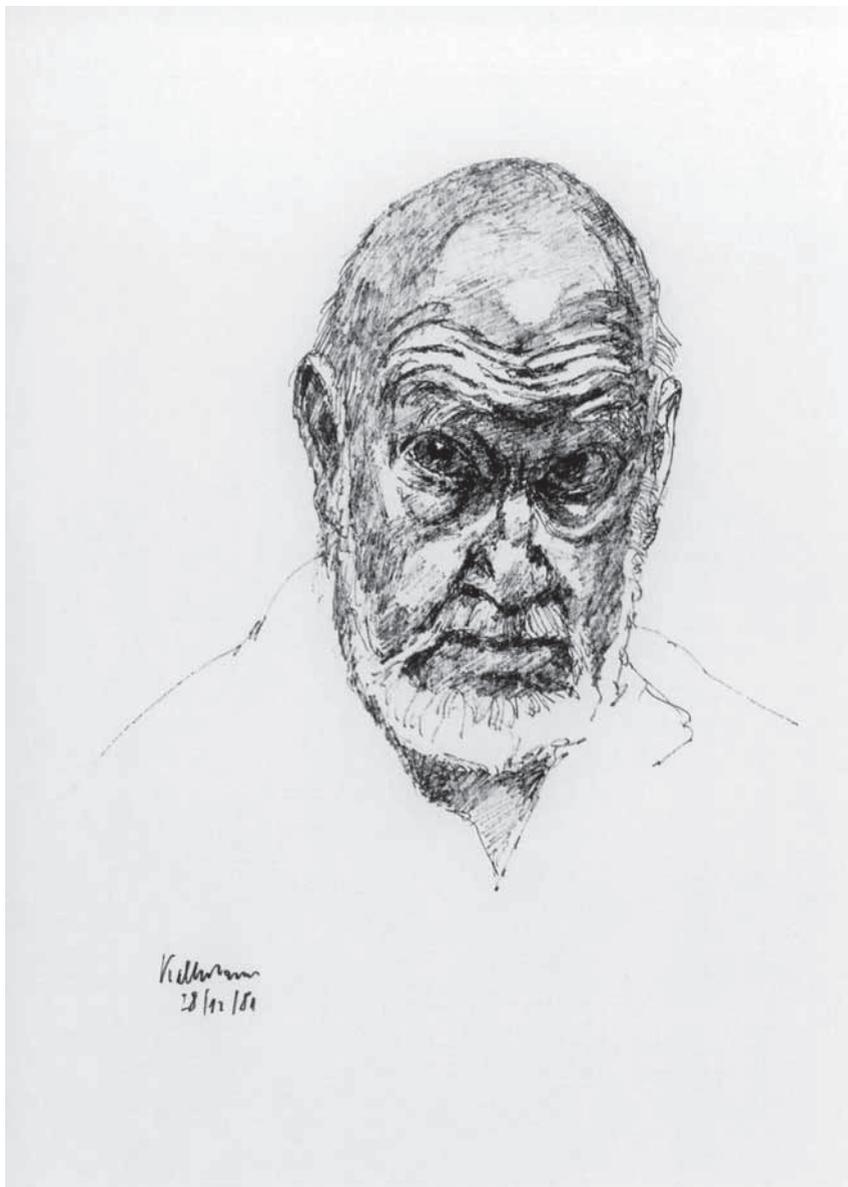


Abb. 19: Hans Jürgen Kallmann (Selbstbildnis) 1981 – Filzstift auf Papier

nem Tisch schwankt, auf dem eine zurückhaltend bunte Tischdecke liegt, darauf Geschirr in der Anordnung des ‚kleinen Bären‘. Ich selbst im Profil abgewandt, versunken und dann links zwei schwarze Stühle und in der oberen Ecke rechts ein dritter. Einsamkeit, Leere. Ockerbraune Töne, manchmal zum Ziegelrot gesteigert.“

Hans Jürgen Kallmann hat sich in seinem langen Malerleben sehr oft selbst dargestellt in Zeichnungen (**Abbildung 19**), Pastellen, Tempera-Pastellen und Ölbildern. Viele dieser Bilder hängen in Privatsammlungen im Wohnzimmer oder Eßzimmer, so daß die Besitzer jeden Tag mit dem Bild konfrontiert werden oder, besser gesagt, mit ihm leben. Ich kenne zahlreiche dieser Sammler. Sie alle erzählten mir die Geschichte des Bildes, ihr Verhältnis zu ihm und zu seinem Schöpfer. Kallmann empfand seine Selbstbildnisse als „Selbstverantwortungen“, wie das Rembrandt, Frans Hals oder Corinth ja auch taten. In einem Vortrag „Gedanken zum Antlitz des Menschen“ sagte Kallmann 1975:

„Das Selbstbildnis schafft für den Maler eine eigenartige besondere Situation. Er, der normalerweise quasi in der Kulisse bleibt, tritt nun in den Mittelpunkt der Bühne. Den Scheinwerfer, den er sonst auf andere wirft, muß er nun auf sich selbst richten. Als Schöpfer steht er nun außerhalb seines Modells, also außerhalb seiner selbst. Er muß nun in sich selbst dringen, in sich selbst suchen. Daraus resultiert ein neues Verhältnis zwischen Schöpfer und Schöpfung. Da enthüllt sich der innere Dialog in seiner tiefen Einsamkeit. Der Maler stellt sich den ewigen Fragen und beantwortet sie.“

Ich möchte einen Lieblingsvers Kallmanns an den Schluß setzen, den er selbst gern zum Ende eines Vortrags zitierte, und der – so finde ich – mit dem Ausdruck in seinem Gesicht harmoniert, mit dem er uns hier anblickt (Abb. 19).

Der unbekannte altdeutsche Dichter sagt:
 Ich komme und weiß nicht woher,
 Ich bin und weiß nicht wer,
 Ich gehe und weiß nicht wohin,
 Mich wundert, dass ich fröhlich bin.

Es wurde zitiert aus:

Hans Jürgen Kallmann: *Der verwundbare Stier. Die Kunst – mein Leben* (Autobiographie), München, Paul List Verlag (1980)

Weitere Werke Kallmanns:

Hans Jürgen Kallmann: *Menschengesichter*. München, Verlag F. Bruckmann (1983)

Hans Jürgen Kallmann: *Der Hang der Admirale und andere Erzählungen*. München, Verlag F. Bruckmann (1988)

Zur Freude

VON INGE BROSE-MÜLLER

„Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit...“, schreibt **Paul Gerhardt**, in dessen Lebenszeit (1607–1676) der Dreißigjährige Krieg fiel. Welch großartiger Imperativ angesichts des Elends! Bleibe nicht in dir, mach dich auf den Weg, werde aktiv, um die Freude zu finden! In der Barockzeit steht für ihn fest, wo er zu suchen hat: „...und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben; schau an der schönen Gärten Zier und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben, sich ausgeschmücket haben.“¹ Die Natur als Gabe Gottes zu erblicken, begeistert ihn derart, dass er sie auf sich bezieht: Personifiziert hat sie sich „mir und dir ausgeschmücket“, was er in seiner Begeisterung wiederholt.

Das Gegenteil der Freude wird im Leben mitgedacht, wenn **Paula Modersohn-Becker** im Brief vom 12. Februar 1901 an ihren Mann, Otto Modersohn, schreibt: „Traurigkeit ist wohl etwas Natürliches. Es ist wohl ein Atemholen zur Freude, ein Vorbereiten der Seele dazu.“² Hieraus spricht ein Verharren in der Traurigkeit, aber in der Hoffnung auf Freude.

„Freude“ ist gar nicht leicht zu finden. Meyers Enzyklopädisches Lexikon von 1971, das letzte vor der Übernahme durch Brockhaus, und Kröners Philosophisches Wörterbuch verzeichnen das Stichwort nicht. Aber in Meyers Konversationslexikon von 1905 findet man „Freude“ als der „Trauer“ entgegengesetzt. Kluges Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache bringt tiefere Einsicht, indem es auf den etymologischen Zusammenhang von „Freude“ und „froh“ verweist, die beide auf den germanischen Stamm „frawa“ zurückgehen. Durch das Abstraktsuffix „itho“³ entsteht „Freude“ aus „frawitho“, gleich gebildet wie Begeerde, Beschwerde, Gemeinde, Zierde. „Freude“ – ein Abstraktum, „froh“ – eine Eigenschaft, Beschreibung eines Gemütszustandes. In unserem heutigen Sprachgefühl scheint diese Unterscheidung zu schwimmen. Wir empfinden eine Wechselbeziehung: Wenn man sich freut, wird man froh; wer froh ist, öffnet sich der Freude. Bemerkenswert ist, dass das Verb „freuen“ reflexiv gebraucht wird. *Ich freue mich*. Das verträgt sich hervorragend mit Paul Gerhardts Aufforderung, „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“. *Ich muss mich freuen!*

1 Gerhardt, Paul, Geh aus, mein Herz, Geistliche Volkslieder, in: Ev. Gesangbuch für Rheinland und Westf. 1956, Nr. 24

2 Modersohn-Becker, Paula, Briefe und Tagebuchblätter, München 1957, S. 156

3 Der gotische Buchstabe Thorn ist hier als – th – wiedergegeben.

Es gibt einen Strauß von Freuden – im Singular und Plural. „Sah ein Knab ein Röslein stehn,... /Sah's mit vielen Freuden“, und es gibt eine Palette von Empfindungen, die aus der Freude erwachsen: Vergnügen, innere Befriedigung, Heiterkeit, aber auch Lust zu lachen. Und es gibt eine Freude, die Lebensfundament ist.

Die *Lebensfreude* ist die wünschenswerteste. Sie umfasst viele andere Freuden: Schaffensfreude, Freuden der Natur (Jugend, Frühling, auch Natur, die wir in Wald und Heide finden), Freuden der Liebe, der Ehe, Mutterfreuden, Spiel Freude, Vorfreude, innere Freude, heimliche Freude, unbändige Freude, Mitfreude am Wohlergehen oder Erfolg eines anderen – entsprechend dem Mitleid, nicht zu verachten auch die Gaumenfreuden, die Meyers Konversationslexikon ausschließt.

Aber dann stößt man auf die *Schadenfreude*, Freude am Schaden eines anderen. Sie kann keinem frohen Menschen entspringen. Heimliche Schadenfreude ist hinterhältig, offene Schadenfreude gebraucht Hohn, Spott, Ironie, Häme, Sarkasmus. „Schadenfreude“ existiert als Lehnwort im Englischen, Französischen, Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Polnischen. Sind die Deutschen Erfinder dieses Gefühls? Ist sie nicht eher eine „Unfreude“?

Soviel unterschiedliche Freude! Wie erkennt man sie?

Die *innere Freude* eines Menschen ist nicht ausdrücklich erkennbar, bewirkt aber meistens eine Entspannung der Gesichtsmuskulatur. Wenn jemand seine Freude zeigt, hebt er die Mundwinkel, er wird zum Smily. Guillaume-Benjamin Duchenne fand heraus, dass bei echter Freude nicht nur der Mund lächelt, sondern sich auch die Augenringmuskeln aktivieren. Letztere können nur schwerlich vom Willen kontrolliert werden, weshalb der Ausdruck rund um die Augen beim erzwungenen Lächeln fehlt.⁴

Den verschiedenen Freuden des Lebens möchte ich in der Literatur, vorwiegend der Lyrik, nachgehen, wobei ich die Sicht unterschiedlicher Epochen aufsuche, aber nicht chronologisch. Der Text ist thematisch gegliedert. Die Mittel, welche Freude bewirken, sollen hervorgehoben werden. Dabei scheint es erhellend, gut gemeinten Versen hervorragende Lyrik gegenüber zu stellen. Im weiteren Verlauf beschäftigt sich die Untersuchung mit der Freude in verschiedenen Lebensaltern. Die Themen Freude, Liebe, Natur sind dabei untrennbar.

⁴ Informationen aus dem Internet unter dem Stichwort „Freude“.

Schadenfreude soll angeblich die reinste Freude sein. Wer führt das eindrucksvoller vor als **Wilhelm Busch** (1832–1908), der große Karikaturist und Cartoonist des 19. Jahrhunderts? Max' und Moritz' Streiche heißen lustig, die beiden feixen vor Schadenfreude, doch es geht um

Diebstahl („Schnuppdiwupp, da wird nach oben / Schon ein Huhn heraufgehoben!“),

falschen Verdacht („O du Spitz, du Ungetüm! / Aber wart, ich komme ihm!“),

Körperverletzung („Rums, da geht die Pfeife los / mit Getöse, schrecklich groß! ... Als der Dampf sich nun erhob, / Sieht man Lämpel, der – gottlob! - / Lebend auf dem Rücken liegt; / Doch er hat was abgekrieg.“)

Ein gewisses Grauen steckt in dem Ende dieser kindlichen Anschlagserie, wenn sie in der Mühle gemahlen werden („Doch sogleich verzehret sie / Meister Müllers Federvieh.“). Jetzt ist die Schadenfreude auf der Seite der Maltrahierten:

„Als man dies im Dorf erfuhr,
War von Trauer keine Spur.
Witwe Bolte, mild und weich,
Sprach: ‚Sieh da, ich dacht es gleich!‘
‚Jajaja!‘ rief Meister Böck,
‚Bosheit ist kein Lebenszweck!‘“

Die Todesstrafe für Bosheit stellt für den Betrachter eine ausgleichende Gerechtigkeit her, bei der das Strafmaß *unmäßig* ist. Darin deutet sich die bewusste Komik an.

Die Streiche haben etwas von wirklichem Kinderleben, sind aber auf die Spitze getrieben. Zwischen Ernstem und Komischem entsteht eine Diskrepanz, die uns Vergnügen bereitet, bei dem wir nur entfernt Schadenfreude nachempfinden. Wir haben Distanz.

Wenn man liest:

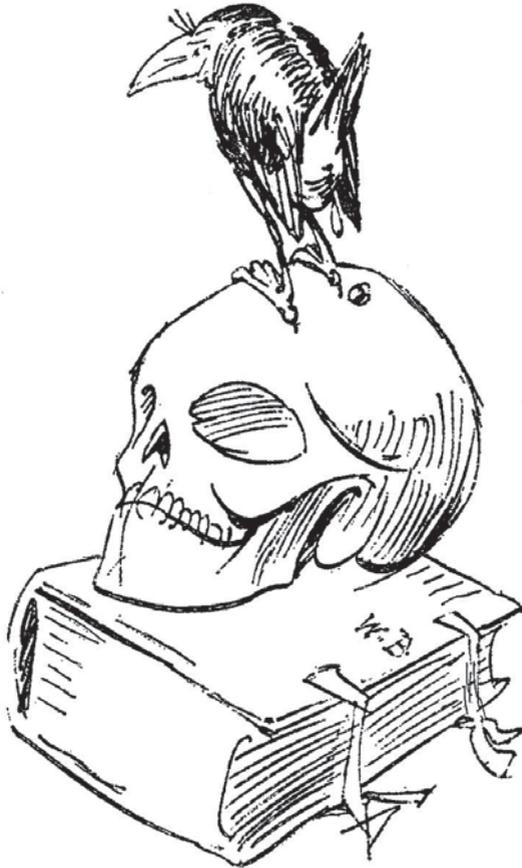
„Fließet aus dem Aug, ihr Tränen!
All mein Hoffen, all mein Sehnen,“

könnte man an Klopstocks Empfindsamkeit denken, vielleicht sogar an Hölderlin, obwohl der Reim dagegen spricht. Noch beim nächsten Vers bliebe man ernst:

„Meines Lebens schönster Traum“
wenn sich nicht schon die Fortsetzung meldete:
„Hängt an diesem Apfelbaum“!

Durch die Fallhöhe vom Hehren, Guten zum Trivialen, den strangulierten Hühnern am Apfelbaum, entsteht die Komik, an der wir uns erfreuen. Es ist die leichte, lustige Freude, die auch vom einfachen, immer treffenden Reim ausgeht.

Wie in der gelungenen Komödie das Tragische lauert, so steht hinter Bild und Vers bei Wilhelm Busch eine tiefere Dimension (siehe die Abbildung): Ein Rabe sitzt auf einem Totenschädel. Der Totenschädel liegt auf einem dicken Buch, das



Quelle: <http://images.zeno.org/Literatur//big/bwe4391a.jpg>

als einzige Aufschrift die Initialen „W. B.“ trägt. Den Skelettkopf sieht man im Halbprofil. Der Rabe reckt uns sein Hinterteil entgegen, aus dem er gerade zwei Kotbrocken auf die kahle Schädeldecke fallen lässt. Die Bildunterschrift lautet:

„Selbst mancher Weise
Besieht ein leeres Denkgehäuse
Mit Ernst und Bangen. –
Der Rabe ist ganz unbefangen.“

Diese Zeichnung entstand in Wilhelm Buschs letzten Lebensjahren. Selten hat ein Künstler seine Todesangst und das schmerzliche Bewusstsein, dass sein Lebenswerk bald abgeschlossen sein würde (das Buch ist mit Schlaufen schon fast zugebunden), in eine so witzige Form gebracht. Das Leben geht weiter, erfahren wir, nicht als Ewigkeit, sondern als robuster Stoffwechselprozess!

Über Wilhelm Buschs Ästhetik muss man nicht viele Worte verlieren, sie überzeugt durch das treffende Wort, die einfache Logik. In der „Frommen Helene“ sagt Onkel Nolte nach Helenens Höllenfahrt:

„Das Gute – dieser Satz steht fest –
Ist stets das Böse, was man lässt.
Dem Guten in der Kunst hingegen
Kommt grad das Böse sehr gelegen.“

Vielleicht ist deswegen Mephisto derart wirkungsvoll neben Faust! Mephisto, ein Meister der Schadenfreude! „Du Spottgeburt von Dreck und Feuer“ nennt Faust ihn, als Mephisto über die tief empfundene Liebe zu Gretchen lästert; M.: „Nun, heute Nacht – ? F.: Was geht’s dich an? M.: Hab’ ich doch meine *Freude* dran!“⁵

Nach dem traurigen Ende der Frommen Helene lässt uns Wilhelm Busch nicht in der guten Einsicht verharren, sondern bricht die strenge Moral und gibt uns mit Noltens Selbstgerechtigkeit zu denken:

„Ei, ja! Da bin ich wirklich froh!
Denn, Gott sei Dank! ich bin nicht so!“⁶

Während man bei W. Busch den Eindruck hat, dass er dichtend die Fäden immer in der Hand behält und genau auf die Wirkung zielt, kommen bei seiner

⁵ Faust I, Vers 3536ff., HA Bd.3, S. 112

⁶ Das große Wilhelm Busch Album, Deutscher Bücherbund, Stuttgart 1959

Zeitgenossin Friederike Kempner (1836–1904)⁷ und der etwas späteren Julie Schrader (1881–1939) Zweifel auf, ob sie immer wissen, was sie sagen.

Julie Schrader dichtet:

„Oh, wär ich eine Säule doch von Stein,
Erstarrt, von meinen Feinden böß verflucht!
Erlöst wär' ich von aller Liebespein
Und höchstens ab und an von einem Hund besucht!“

Diese „Dichterin“ hat sicher ehrlich und tief Einsamkeit empfunden, doch was stellt sie mit der Sprache an! Ihre liebestolle Verzweiflung gießt sie mit naiver Offenheit in Verse und erzeugt komische Brüche in Bildlichkeit, Gedankengang und Komposition. Der letzte Vers ist ein Ausverkauf der Persönlichkeit, „Und höchstens ab und an von einem Hund besucht!“ Ihre Liebe ist auf den Hund gekommen! Die gewollte Komik wird zur unfreiwilligen Komik, wenn es heißt:

„Wenn ich liebe, seh' ich Sterne;
Ist's getan, seh' ich den Mond.
Ach, es war nur die Laterne! –
Trotzdem hat es sich gelohnt.“⁸

Durch die Wendung „Ist's getan“ wird die Liebe auf den Geschlechtsakt reduziert. Auch „seh' ich Sterne“ ist nicht eindeutig. Sterne sehe ich auch, wenn ich mir mit dem Hammer auf den Daumen hauen. Ist von Sternen zu Mond eine Steigerung des Gefühls oder ein Abfall? Die Selbstironie von Mond zu Laterne ist witzig, so dass der letzte Vers bedeuten mag: Es war auch im kleinen Alltag schön – ohne die großen Gefühle, doch „hat es sich gelohnt“ ist eine eigenartige Kategorie in Bezug auf die Liebe.

Heinrich Heine begegnet Gestirnen und Gefühlen mit Beschreibung und Ironie:

„Das Fräulein stand am Meere
Und seufzte lang und bang,
Es rührte sie so sehre
Der Sonnenuntergang.

⁷ Auf Friederike Kempner, den „schlesischen Schwan“, machten mich Mitglieder der Humboldt-Gesellschaft während der 91. Tagung in Landau aufmerksam. Mein Dank gilt Herrn Dr. Eisele und Frau sowie Herrn und Frau Drs. Wollschläger. Den Anregungen ging ich mit Vergnügen weiter nach.
⁸ zit. nach: Hans-Georg Kemper, *Komische Lyrik – Lyrische Komik*, Tübingen 2009, S.15

Mein Fräulein! sein Sie munter,
Das ist ein altes Stück;
Hier vorne geht sie unter
Und kehrt von hinten zurück.“⁹

Im Vergleich zum Vorigen stellt man fest, dass die erste Strophe ein stimmiges Bild vor Augen führt und die zweite mit einer Naturgesetzmäßigkeit die naive Empfindsamkeit ironisiert. Dadurch stellt Heine die Distanz zur Gefühlslosigkeit her.

Demgegenüber ist „der schlesische Schwan“, **Friederike Kempner**, wieder ganz in sich befangen:

„Wenn der holde Frühling lenzt
Und man sich mit Veilchen kränzt,
Wenn man sich mit frischem Mut
Schnittlauch auf sein Rührei tut,
Kreisen durch des Herzens Säfte
Neue ungeahnte Kräfte.
Und das meine fragt sich still:
Ob mich dies Jahr einer will?“¹⁰

Ist der „schlesische Schwan“ nicht geradezu sprachschöpferisch in den Reimwörtern „lenzt“ und „kränzt“? Die Kombination „... mit frischem Mut / Schnittlauch auf das Rührei tut...“ verbindet ein hohes Gefühl – Mut – mit dem Banalen, aber nicht bewusst, sondern aus Versehen. Wenn dann „Kräfte/Säfte“ des Herzens auf Bräutigamsschau hinauslaufen, liegt das Lachen nahe, obwohl die Frage Mitleid erregen könnte: „Ob mich dies Jahr einer will?“

Friederike Kempner stammt aus einer wohlhabenden jüdischen Familie in Schlesien. Dem Vater war es gelungen, ein Rittergut zu erwerben und durch den Grundbesitz Vorurteile gegenüber den Juden zu überwinden. Nun fließen seiner unverheirateten Tochter lebenslang die Verse vom Munde! Das wäre nicht schlimm, weil sie keinen Verleger findet und im Selbstverlag veröffentlicht. Doch ein Kritiker, Paul Lindau, stellt in einem Artikel die unfreiwillige Komik bloß und entfacht eine ungeahnte Nachfrage. Die Familie fühlt sich blamiert und kauft heimlich die ganze Auflage auf. Doch sie hat die Rechnung ohne die Tochter gemacht, die ihre Gedichte in stets vermehrter Auflage herausbringt, 1894 ist es die achte! Und die Familie kauft weiter auf!

9 Heinrich Heine, Werke, 4 Bde, Frankfurt 1968. Bd. 1 Gedichte S. 97

10 Gerhart H. Mostar, Friederike Kempner, der schlesische Schwan, München 1965, S. 120

Friederike erhält aber auch Ermutigung von Dichtern wie Dehmel, man begrüßt sie als Kollegin in Apoll. Daraufhin schreibt sie:

„AN MEINE KRITIKER

Wie den Dichter ihr ankläfft,
Nie ihr doch ihn tödlich trifft,
Schnell er steigt auf den Baum,
Träumt daselbst den schönsten Traum!“

(„Meines Lebens schönster Traum / hängt an diesem Apfelbaum“) Buschs Reim kehrt wieder. Doch Friederikes Bild, dass der Dichter auf den Baum flüchtet, erinnert an die Kurzformel, mit der man scherzhaft Rousseaus Rückkehr zur Natur wiedergibt.¹¹ Die sprachliche Unfähigkeit zeigt sich in der krampfhaften Satzumstellung (fehlerhafte Inversion), mit der der Rhythmus gerettet wird, und im Gleit-e in „steiget“, weil man wie bei Morgensterns ästhetischem Wiesel vermutet, „das Tierlein tat es um des Rhythmus’ willen“!

Wie feierlich dagegen klingt dieses – e – in **Matthias Claudius’** Abendlied „... der Wald steht schwarz und schweiget / und aus den Wiesen steigt / der weiße Nebel wunderbar.“¹²

In diesen Versen entsteht Ruhe, Zufriedenheit, Freude an der Vorstellung und dem Klang, selbst wenn der Begriff Freude nicht genannt wird.

„Froh zu sein, bedarf es wenig, / und wer froh ist, ist ein König“, preist der Kanon. Wenn man unglückliche Menschen beobachtet, erscheint es viel, „froh zu sein“. Doch der Grundstock für das Glück des Frohseins liegt nicht im Materiellen. **Eichendorffs** Taugenichts genügt der Sonnenschein zur Freude:

„Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.“

Den Gegensatz zu dieser romantischen Unbekümmertheit zeigt die zweite Strophe:

„Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.“

11 Pardon: „Auf die Bäume, ihr Affen!“

12 Claudius, Abendlied, in: Die Silberfracht, S.44

Von dieser tristen Vorstellung springt der Taugenichts wieder in seine lustvolle Gegenwart in der Natur:

„Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl und frischer Brust?“

Mit gleichem Zutrauen wie Paul Gerhard legt er sein Schicksal in Gottes Hand:

„Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd und Himmel will erhalten,
Hat auch mein Sach aufs best bestellt!“¹³

Diese wunderbare, romantische Geborgenheit bewirkt das Lebensgefühl der Freude, unbeschwert von Lebensplanung und Angst um den nächsten Tag. Die Natur erscheint lieblich; nicht reißende Ströme, sondern Bächlein begegnen dem Taugenichts; er kennt nicht den rächenden, sondern den lieben Gott.

Eichendorff hält auch den alternierenden Rhythmus ein, aber kein Satz ist verbogen! Der Text ist einfach, musikalisch, kein Wunder, dass der Taugenichts singt! Die lange Reihung „Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld / Und Erd und Himmel will erhalten“ intensiviert das Allumfassende, dem der Sänger sich zuversichtlich anvertraut.

Schillers Hymne „An die Freude“¹⁴ personifiziert und erhöht die Freude durch die direkte Anrede und durch die nachfolgenden Appositionen:

„Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elisium,“

Freude ist demnach ein Lebensfunke, der von den Göttern zu den Menschen überspringt. Sie kommt aus dem paradiesischen Gefilde der Seligen. Wie die Götter den Menschen das Feuer gewährt haben, schenken sie auch die Freude.

„Wir betreten feuertrunken
Himmlische, dein Heiligthum.“

„feuertrunken“ greift als Reimwort „Götterfunken“ auf und damit die Vorstellung des belebenden Feuers. In den beiden zusammengesetzten Wörtern sind die Bedeutungsteile des Feuers chiastisch verschränkt und zeigen die enge Be-

¹³ Joseph von Eichendorffs Werke, hrsg. von Franz Schultz, (Insel) Leipzig o. J., 2 Bde, Bd. 1, S. 287f.
¹⁴ Schiller, NA, Bd. 1, S. 169ff.

gegnung von Menschen- und Götterwelt. Der Freude wird in der Welt magische, heilende Kraft zugesprochen:

„Deine Zauber binden wieder,
was der Mode Schwert getheilt;
Bettler werden Fürstenbrüder,
wo dein sanfter Flügel weilt.“

Freude ist das Prinzip, das alles Leben fördert:

„Freude heißt die starke Feder
in der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
in der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonne aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
die des Sehers Rohr nicht kennt!“

Die Klarheit der Freude übertrifft die Wissenschaft. Freude ist ein Naturereignis:

„Freude trinken alle Wesen
an den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
folgen ihrer Rosenspur.
Küße gab sie uns und Reben,
einen Freund, geprüft im Tod.
Wollust ward dem Wurm gegeben,
und der Cherub steht vor Gott.“

Der klassische Dichter verbindet ohne Schwierigkeit den antiken Götterhimmel mit der christlichen Vorstellung:

„Brüder – überm Sternenzelt
muß ein lieber Vater wohnen.“

Etwa gleichzeitig mit Schillers Hymne (1785) entwickelt **Herder** im 2. Teil seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ 1786 den Gedanken, dass *Freude*, das Himmelskind, „die Glückseligkeit in ihren verschiedensten Formen den Menschen aller Völker der Erde erstrebenswertes Ziel sei; dabei hängt die Glückseligkeit des Einzelnen von den Bestrebungen aller ab.“ In der zehnten Sammlung der „Briefe zur Beförderung der Humanität“ (1797)

heißt es später: „Keiner für sich allein, jeder für Alle; so seyd ihr alle euch einander werth und glücklich.“¹⁵

Die Vorstellung von der Freude als des vereinigenden Bandes unter den Menschen ist die Voraussetzung für Freundschaft, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Deshalb vereint Schiller diesen Themenkreis in seiner großen Hymne „An die Freude“.

Parallel dazu fasst **Schiller** die Liebe als Geschenk der Götter auf, ohne die auch die Freude nicht existiert.

DER TRIUMF DER LIEBE
eine Hymne

Selig durch die Liebe
Götter – durch die Liebe
Menschen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmlicher – die Erde
Zu dem Himmelreich.

In den ersten drei Versen gebraucht Schiller kein Verb, er stellt eine Gleichung auf, in der die Liebe das Gleichheitszeichen ist. Wirkungsvoll setzt er in dieser Strophe Enjambement¹⁶ ein, die folgende Aussage wird dadurch stark hervorgehoben. Liebe ist das Phänomen, das die Götter beglückt und das den Menschen eine Ahnung vom Himmelreich gibt. Diese Strophe wiederholt der Dichter refrainartig viermal, so dass vier Abschnitte oder Episoden entstehen, in denen er zunächst den Zustand vor dem Erscheinen der Liebe darstellt:

„Sehnend an der Sternenbühne
Suchte die geheime Thräne
Keine Götter noch.“

Doch dann erscheint Venus (Aphrodite):

„Und sieh! der blauen Flut entquillt
Die Himmelstochter sanft und mild,
...
Ein jugendlicher Mayenschwung
Durchwebt die Morgendämmerung...
...“

15 Schiller NA, Bd. 2, Teil II A, S.148

16 Als Enjambement bezeichnet die Verslehre das Übergreifen des Satz- und Sinnzusammenhangs ohne emphatische Pause von einer Verszeile oder Strophe zur nächsten, so dass Satz- und Versende nicht zusammenfallen.

Des holden Tages Auge lacht
In düstrer Wälder Winternacht,
 Balsamische Narzissen
 Blühen unter ihren Füßen.

Schon flötete die Nachtigall
 Den ersten Sang der Liebe.
Schon murmelte der Quellen Fall
 In weiche Busen Liebe.“

Die Welt verändert sich, wenn die Liebe erscheint. Nach der Überlieferung bei Hesiod heißt es, als Aphrodite nach Zypern gekommen sei, wären „da denn, wo sie mit ihren Füßen hintrat, Gras und Blumen“ hervor gesprossen.¹⁷ Wie in vielen Weltentstehungsmythen verbinden sich Liebe, Frühling, Fruchtbarkeit. Schiller sieht Liebe als Vermittlerin zwischen Himmel und Erde, Menschen und Göttern, als Wegbereiterin der Erkenntnis Gottes, als Anlass der Sehnsucht nach Unsterblichkeit, als bewegendes Prinzip der ganzen Schöpfung. Er behauptet sogar die Dominanz der Liebe über die Weisheit:

„Weisheit mit dem Sonnenblik,
Große Göttin tritt zurück,
 Weiche vor der Liebe.“¹⁸

Trotz Schillers Enthusiasmus für die Liebe wird man das Gefühl nicht los, dass er hier mehr von der Weisheit geprägt ist, dass er denkt, aber nicht fühlt.

Anders stellt sich die 1795 entstandene „Elegie“ dar, von der **Schiller** im Brief an Körner (21. September 1795) selbst sagt: „Die E l e g i e machte mir viel F r e u d e. Unter allen meinen Sachen halte ich sie für diejenige, welche die meiste poetische B e w e g u n g hat, und dabei dennoch nach strenger Zweckmäßigkeit fortschreitet.“¹⁹

Und am 3. Oktober 1795 an denselben Freund:

„Daß Du mit meiner Elegie zufrieden bist, freut mich herzlich. Mir schien sie auch das dichterischste meiner Produkte.“²⁰

Das kann man diesen schön fließenden Hexametern nur bestätigen, die die Freude an der Natur und ihrer befreienden Kraft erleben lassen und die Einheit von Schaffenskraft und -freude belegen:

17 Schiller, NA, Bd. 2, Teil IIA, S. 74

18 Schiller, NA, Bd. 1, S. 75 – 80

19 Schiller, NA, Bd. 28, S. 60

20 ebd. S. 65

ELEGIE

Sey mir begrüßt mein Berg mit dem röthlich stralenden Gipfel,
Sey mir Sonne begrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüß ich, lachende Flur, euch säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohen des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch freudig sich r e t t e t zu dir,
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig brennen auf blühender Au die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Wohllaut sich auf“.²¹

In getragendem Rhythmus begegnet der Dichter der Natur. Sein Blick schweift aus dem Tal hinauf zum morgendlich beleuchteten Gipfel und dann in die Runde um ihn. Wer je eine kalte Nacht im Freien verbracht hat, empfindet die wunderbare Wärme und das Licht der Sonne am Morgen, denn noch strahlt der Gipfel „röthlich“. Die Freude an der Befreiung aus häuslicher Enge und Arbeit wird zu einer Feier, einem Hohen Lied.

Wer könnte noch so singen?

Hölderlin schrieb, nachdem er Schiller 1793 kennen gelernt hatte, nach Nürnberg zurückgekehrt, das Gedicht „An die Natur“:

„AN DIE NATUR

...

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich [Die Natur ist angesprochen!]
In des Herzens stiller Welle regte,
Da umfingen goldne Tage mich.

...

Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,

²¹ Schiller, NA, Bd. 1, S. 260

Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur; ...²²

Die Naturempfindung ist ganz auf Moll gestimmt, sie ist Vergangenheit, aber die Erinnerung an die Freude lebt noch. Hölderlin beklagt die seelische Verarmung, als er Jena verlassen hat. Dieses Gedicht sendet Hölderlin Schiller wohl in seinem Brief vom 4. September 1795.²³ Von aller Briefrhetorik abgesehen, beugt er sich tief, nennt sich „den trüben oder ungeschliffenen Spiegel“ für Schiller. Dieser nimmt „An die Natur“ *nicht* in seine Zeitschrift „Die Horen“ auf.

Während Schiller den „röthlich stralenden Gipfel“ in einer allgemeinen Form anspricht, besingt Hölderlin die Natur seiner Heimat und weitet den Gedanken dann aus.

„DER NECKAR

In deinen Tälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all der holden Hügel, die dich
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Tal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

...

Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
Zum goldenen Paktol, zu Smyrnas
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möchte ich

Bei Sunion oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion! ...²⁴

Das Gedicht beginnt freudevoll, beschreibt die belebende Wirkung der Natur, doch man darf das Präteritum nicht überhören! Schiller richtet seinen Blick in der „Elegie“ hinauf zum „röthlich stralenden Gipfel“, Hölderlins Blick ist nach

22 Friedrich Hölderlin, Werke und Briefe, hrsg. von Friedrich Beißner, Darmstadt 1969, S. 1

23 Schiller, NA, Briefe an Schiller. Bd. 35, S. 324

24 Hölderlin, Werke, S. 53f. Paktol: im Altertum durch seinen Goldreichtum bekannter Fluss in Lydien, Kleinasien; Smyrna = Izmir: Stadt an der kleinasiatischen Küste; Ilion = Troja; Kap Sunion mit Zeustempel an der Südspitze Attikas.

unten gewendet, er hat die Höhe erreicht, „und aus dem Tal, / Wie Leben aus dem Freudebecher, / Glänzte die bläuliche Silberwelle“. Es ist nicht der Freudebecher, den man ergreift, nur vorsichtig geht er in den Vergleich ein. Der Sprecher sehnt sich in die vollkommene Welt der Antike, der auch der Verfall droht.

Wie das Dasein in der romantischen Natur wirkt, Frühling, Liebe, Hoffnung verbindet, zeigt **Mörike** in dem Gedicht

„IM FRÜHLING

Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel:
Die Wolke wird mein Flügel,
Ein Vogel fliegt mir voraus.
Ach, sag mir, alleinige Liebe,
Wo *du* bleibst, dass ich bei dir bliebe!
Doch du und die Lüfte, ihr habt kein Haus.

Der Sonnenblume gleich steht mein Gemüte offen,
Sahnend,
Sich dehnend
In Liebe und Hoffen.
Frühling, was bist du gewillt?
Wann werd' ich gestillt?

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Tun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.
Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
– Alte unnennbare Tage!¹⁴²⁵

25 Eduard Mörike, Werke, Darmstadt 1967, S. 26

Der Sprecher ruht in der Natur und ruht in sich und ist doch ganz ausgefüllt von der Sehnsucht nach der Weite und dem nicht Definierbaren. Wie das Gefühl in die Form eingeht, sieht und hört man, wenn „Sehnend“, „Sich dehnend“ jeweils einen ganzen Vers füllen.

Auch sein Blick geht hinauf zum Himmel und über die Landschaft, doch er wandelt nicht durchs Tal, nicht über die Berge,

„Hier lieg ich auf dem Frühlingshügel“!

Die Sehnsucht versetzt ihn nicht ins antike Griechenland, sondern ins romantisch Unbestimmte:

„Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
– Alte unnennbare Tage!“

Von ganz anderer empfindsamer Bewegtheit zeugt **Goethes** „Maifest“²⁶, in der Sesenheimer Zeit 1771 entstanden. Es hat keine konkrete Situation wie das andere Friederike-Lied „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!“, sondern Ausrufe des Jubels reihen sich aneinander.

MAIFEST
Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd o Sonne
O Glück o Lust!

O Lieb' o Liebe,
So golden schön,

26 Goethe, Werke, HA, Bd. 1, S.30; MA, Bd. 1,1, S. 162

Zuerst veröffentlicht 1775 in Jacobis „Iris“, 1789 in Goethes Schriften mit dem Titel „Mailied“.

Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn;

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmels Duft,

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud und Mut

Zu neuen Liedern,
Und Tänzén gibst!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!²⁷

Die Schönheit der Natur und des Kosmos ist auf diesen einen liebenden Menschen bezogen: „Wie herrlich leuchtet / MIR die Natur!“ Die Kraft des Lebendigen liegt in dem folgenden Verb „dringen“. Die Aussage umfasst die ganze Natur: „Es dringen Blüten / Aus jedem Zweig“ die Pflanzenwelt, „Und tausend Stimmen / Aus dem Gesträuch“ die Tierwelt, „Und Freud und Wonne / Aus jeder Brust“ die Menschenseele. Die beglückende und beglückte Liebe schenkt Schaffensfreude, ist das Lebenselixier des Dichters: „Wie ich dich liebe / Mit warmen Blut, / Die du mir Jugend / Und Freud und Mut /“ – hier führt ein Enjambement in die nächste Strophe und gibt dem Ziel der Aussage durch die Pause starkes Gewicht: „Zu neuen Liedern / Und Tänzén gibst.“ In Stimme und

27 Goethe, Werke, HA, Bd. 1, S. 30f., MA, Bd. 1,1, S.162f.

Bewegung findet diese Frühlings- und Liebesfeier statt. Die Lobpreisung am Schluss klingt wie eine Vorwegnahme des Abschieds:

„Sei ewig glücklich, / Wie du mich liebst.“

Walther von der Vogelweide lässt uns an den Freuden des Maien auch teilhaben, wenn er fragt:

„Muget ir schouwen waz dem meien wunders ist beschert?“ ²⁸	Wollt ihr anschauen, was dem Mai Wunderschönes beschert ist?
--	---

Nicht der Mai bringt uns etwas, sondern dem Mai ist etwas Großartiges beschert! Aber er wirkt auf uns:

„groz ist sin gewalt: ine weiz obe er zouber künne: swar er vert in siner wünne, dan ist niemen alt.	Groß ist seine Macht: Ich weiß nicht, ob er zaubern kann: Wenn er in seiner Wonne auszieht, dann ist niemand alt.
---	--

Uns will schiere wol gelingen. wir suln sin gemeit, tanzen, lachen unde singen, ane alle dörperheit. we wer waere unfro? sit die vogele also schone singent in ir besten done, tuon wir ouch also!“	Uns will es gut gelingen. Wir sollen lebensfroh, freudig sein, tanzen, lachen und singen, ohne alle Grobheit. Weh, wer wäre unfroh (traurig)? Da die Vögel so schön singen in ihrer besten Weise, lasst es uns ebenso tun.
--	---

Frühling und belebte Natur kommen im Mai zusammen, doch etwas fehlt dem Sänger; es liegt in dem Wort „wir suln sin gemeit“. Das Verb „meien“ bedeutet „Mai werden“ und „im Mai oder wie im Mai *fröhlich sein*“. Eine Formulierung, die wir nicht mehr haben: Wir sollen „gemait“ sein, doch ohne „dörperheit“, d. h. ohne bäurisches Benehmen. Die Regeln der „Minne“ sollen eingehalten werden. Und dennoch:

„Daz mich, frouwe, an froiden irret, daz ist iuwer lip.“	Was mir, edle Frau, an Freuden fehlt, das seid ihr allein
---	--

Aus diesem gefühlten Mangel erwächst der Appell:

„Scheidet, frowe, mich von sorgen, liebet mir die zit: oder ich muoz an froiden borgen. daz ir saelic sit!	Trennt mich, edle Frau, von Sorgen, macht mir die Zeit liebenswert: Sonst muss ich Freuden borgen gehen. Gehabt euch wohl!
---	---

28 Walther von der Vogelweide, hrsg. von Carl Kraus, Berlin 1959, Nr. 51, 13ff., S. 71

muget ir umbe sehen?
sich fröit al diu welt gemeine:
möhte mir von iu ein kleine
fröidelin geschehen!“

Mögt ihr euch umsehen?
Die ganze Welt freut sich:
Käme mir doch von euch ein kleines
„froidelin“ entgegen!

Wenn man die Schelte des nachfolgenden Walther-Liedes hört, muss der Sänger wohl nicht erhört worden sein!

„Min frowe ist ein ungenaedic wip,
dazs an mir als harte missetuot.“²⁹

So gestimmt ist man, wenn die Liebe fehlt, „liebe“ entspricht im Mittelhochdeutschen nicht nur unserem modernen Begriff, sondern ist das Wohlgefallen, das man über oder durch etwas empfindet, die Freude überhaupt.³⁰ Auch das zeigt die Identität von Freude und Liebe.

Da Freude bisher vorwiegend im Zusammenhang mit Jugend und Natur gesehen wurde, drängt sich die Frage auf, ob es nicht auch die Freuden des Alters gibt. **Hermann Hesse** führt mit seinen „Stufen“ dorthin.

„STUFEN

Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe
blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
in andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
der uns beschützt und der uns hilft zu leben.
....“

Aus dem Werden und Vergehen spricht die Weisheit des Alters. Es ist nicht leicht zu spüren: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne“, wenn es um das Alter geht. Dennoch sind die Geduld, der Überblick, das Wissen, das Wohlwollen, das Finden der kleinen Besonderheiten, die Dankbarkeit ein Schatz des Alters, der Freude bereitet. In der Natur wächst die Freude am Herbst.

29 ebd. 52,23f., S. 73

30 Michael Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart 1959, S.126

Rainer Maria Rilke

„BLAUE HORTENSIE

So wie das letzte Grün in Farbentiegeln
sind diese Blätter, trocken, stumpf und rau,
hinter den Blütendolden, die ein Blau
nicht auf sich tragen, nur von ferne spiegeln.

Sie spiegeln es verweint und ungenau,
als wollten sie es wiederum verlieren,
und wie in alten blauen Briefpapieren
ist Gelb in ihnen, Violett und Grau;

Verwaschnes wie an einer Kinderschürze,
Nichtmehrgetragnes, dem nichts mehr geschieht:
wie fühlt man eines kleinen Lebens Kürze.

Doch plötzlich scheint das Blau sich zu verneuen
in einer von den Dolden, und man sieht
ein rührend Blaues sich vor Grünem *freuen*.“

Dies Sonett beschreibt in treffenden Bildern die Eigenart des Herbstes und des Alters und führt im ersten Terzett zur Einsicht der Vergänglichkeit. Das zweite Terzett bringt den Umschwung eines Augenblicks, vielleicht eines Sonnenstrahls: „Doch plötzlich ...“. Es herrscht keine Gewissheit. „Doch plötzlich *scheint* das Blau sich zu verneuen / in einer von den Dolden“, doch sicher ist: „und man sieht / ein rührend Blaues sich vor Grünem *freuen*“. Dies Kleine, Unerwartete zu erblicken, wahrzunehmen, ist die Freude des Alters.

Den Reichtum des Alters und die ungeheure Herausforderung bannt **Rilke** auch in dem Gedicht:

„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.

Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.“³¹

31 Rilke, Werke, Bd. 1, S. 157 „Ich lebe mein Leben“, S. 481 „Blaue Hortensie“

Vollendung, Selbstdefinition ist die Herausforderung des Alters – eine Freude, wenn man dem Ziel näher kommt, aber auch eine Beunruhigung, Ungewissheit.

In Sternstunden umfasst das Alter auch das, was schon verloren geglaubt wird, und lässt sich auf die Liebe ein – wie **Goethe** 1823 in Marienbad. Der über Siebzigjährige liebt die 19jährige Ulrike von Levetzow aus vollem Herzen. Sein Großherzog Karl August wirbt sogar für ihn um ihre Hand, doch die Familie Levetzow lehnt ab.

Als Goethe ihr von Karlsbad nach Marienbad nachreist, entstehen die ersten Verse der

ELEGIE³²:

„Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen,
Von dieses Tages noch geschloßner Blüte?
Das Paradies, die Hölle steht dir offen;
Wie wankelsinnig regt sich's im Gemüte! –
Kein Zweifeln mehr! Sie tritt ans Himmelstor,
Zu ihren Armen hebt sie dich empor.“

Deutlich kehrt diese Erlösungsvorstellung im 5. Akt von Faust II wieder, wenn „Una Poenitentium, sonst Gretchen genannt“ Fausts Führung übernimmt und der Chorus Mysticus singt:

„Das Unbeschreibliche
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.“³³

Goethes Erleben in Marienbad, Goethes Freude und Zuversicht sind nachweisbar in seine Dichtung eingegangen. Aus dieser späten Liebe konnte keine bürgerliche Ehe werden, aber eins der schönsten Liebesgedichte hat sie uns beschert. Und der Dichter hat „selige Stunden / Mit jedem Stern des Himmels um die Wette / An ihrer Seite leuchtend ... empfunden“.

Im Jahr 2008 nimmt **Martin Walser** die Marienbader Episode zum Anlass seines Romans „Ein liebender Mann“. Walser zeigt Ulrike und Goethe im Gespräch über das Wort „unvorgreiflich“: „Goethe setzte sich neben Ulrike aufs Sofa und sagte, er möchte alles, was er je zu ihr sage, unvorgreiflich nennen, [das heißt, immer ihr Einverständnis vorausgesetzt]. Das werde ihm den Mut ge-

32 Goethe, Werke, MA, Bd. 13,1, S. 135ff.

33 Goethes Werke, HA, Bd.3, S.363f.

ben, mehr zu sagen, als er dürfe. Darf ich Sie unvorgreiflich einen Augenblick zur Königlichen Hoheit machen?

Ich bin in einem nachrevolutionären Internat erzogen worden, sagte Ulrike, Königliche Hoheit sind gespannt.

Goethe sprang auf, ging vortragend hin und her: Eine geziemend treue Bitte wäre noch übrig. Möchten Höchst Dieselben mich mit fortdauernder Huld beglücken, meiner wohlwollendst gedenken und mir bei nächster Zukunft Gelegenheit zu mannigfaltigster Mitteilung gnädig gewähren.

Er stand vor ihr, wäre gern auf die Knie gesunken, wusste aber, dass das Aufstehen misslingen konnte. Sie reichte ihm ihre Hand zum Handkuss.³⁴

Walser, der die Probleme des alternden Mannes kennt und darum dieses Thema gewählt hat, schafft in der innigen Szene ironische Distanz, indem Goethe nicht aufs Knie sinkt, er ihn das sogar reflektieren lässt mit dem Fazit, sich vor der jungen Geliebten eine unwürdige Szene zu ersparen. Diese Ironie löst beim Leser ästhetische Freude aus, die subtiler ist als alle bewusste oder unbewusste Komik.

Alexander von Humboldt bringt in seinem „Kosmos“ unser Verhältnis zur Freude auf den Nenner – und das betrifft jedes Lebensalter:

„Wissen und Erkennen sind die *Freude* und die Berechtigung der Menschheit“³⁵.

Und Schiller orientiert seine „Johanna“ am Schluss auf das Lebenselixier Freude:

„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die *Freude!*“³⁶

34 Martin Walser, Ein liebender Mann, Hamburg 2008, S.31f.

35 A. v. Humboldt, Kosmos, Stuttgart 1845, Bd. 1, S. 36

36 Schiller, Dramen und Gedichte, hrsg. von der Deutschen Schillergesellschaft, Stuttgart 1955, S. 826

Literaturverzeichnis

1. Busch, Wilhelm, Das große W. B. – Album, Stuttgart 1949 u. 1959
2. Claudius, Matthias, Abendlied, in: Die Silberfracht, Frankfurt 1963, S. 44
3. Eichendorff, Joseph von, Werke, hrsg. von Franz Schulz, (Insel) Leipzig o. J., 2 Bde
4. Gerhardt, Paul, Geh aus, mein Herz, Geistliche Volkslieder, in: Ev. Gesangbuch für Rheinland und Westf. 1956, Nr. 24
5. Goethe, J. W. von, Werke, Hamburger Ausgabe, 5. Aufl. 1960ff., Bde. 1 u. 3
6. Goethe, Münchner Ausgabe, 1992, Bde. 1,1 u. 13,1
7. Heine, Heinrich, Werke, 4 Bde., Frankfurt 1968, Bd. 1 Gedichte
8. Hölderlin, Friedrich, Werke und Briefe, hrsg. von Friedrich Beißner, Darmstadt 1969
9. Humboldt, Alexander von, Kosmos, Stuttgart 1845, Bd. 1
10. Lexer, Michael, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart 1959
11. Kemper, Hans-Georg, Komische Lyrik – Lyrische Komik, Tübingen 2009
12. Kempner, Friederike, Gedichte, hrsg. von Hartmut Lange, Berlin 2004
13. Modersohn-Becker, Paula, Briefe und Tagebuchblätter, München 1957
14. Mörike, Eduard, Werke, Darmstadt 1967
15. Mostar, Gerhart H., Friederike Kempner, der schlesische Schwan, München 1965
16. Rilke, Rainer Maria, Werke in 4 Bde., Bd. 1 Gedichte 1895 – 1910, Frankfurt 1996
17. Schiller, Friedrich, Werke, Nationalausgabe (NA), Weimar 1992ff., Bde. 1; 2; 28
18. Schiller, Dramen und Gedichte, hrsg. von der Dt. Schillergesellschaft, Stuttgart 1955
19. Vogelweide, Walther von der, hrsg. von Carl Kraus, Berlin 1959
20. Walser, Martin, Ein liebender Mann, Hamburg 2008

Sestino – das Foglia-Tal – Wunderkammern im Appennin

VON KARL LUBOMIRSKI

Von den vielen Möglichkeiten zu reisen, gebe ich zweien den Vorzug: Den „Reisen“ am selben Ort oder den Weltreisen. Erstere bereichern durch das Vertiefen, Letztere durch das Erweitern des Horizontes. Es gibt nicht Wenige, die kaum einen Fuß vor die Tür setzten, aber von ihrer Heimat mehr wussten als andere von der Welt. Auch befremdet keinen, der je in ein Mikroskop geschaut hat, der Gedanke, dass man ins Innere der Dinge ebenso aufbrechen kann wie in den Weltraum, ja, dass dieser vielleicht sogar seine Entsprechung im Mikrokosmos findet, dessen Tiefe sich bis heute der Aufklärung entzieht. Da mich das, was man Zufall nennt, in ein abgelegenes Italien verschlagen hat, sei hier von einem Tal die Rede, das eine Entdeckung wert bleibt (**Abbildung 1**).

Das Foglia-Tal von Pesaro nach Sestino

Fährt man vom Adriastädtchen *Pesaro*, in dem es selbst der gutmütigste aller Wahl-Pesaresen, Gioachino Rossini, nicht aushielt, den Fluss Foglia (lateinisch



Abb. 1: Kartenausschnitt mit dem Foglia-Tal

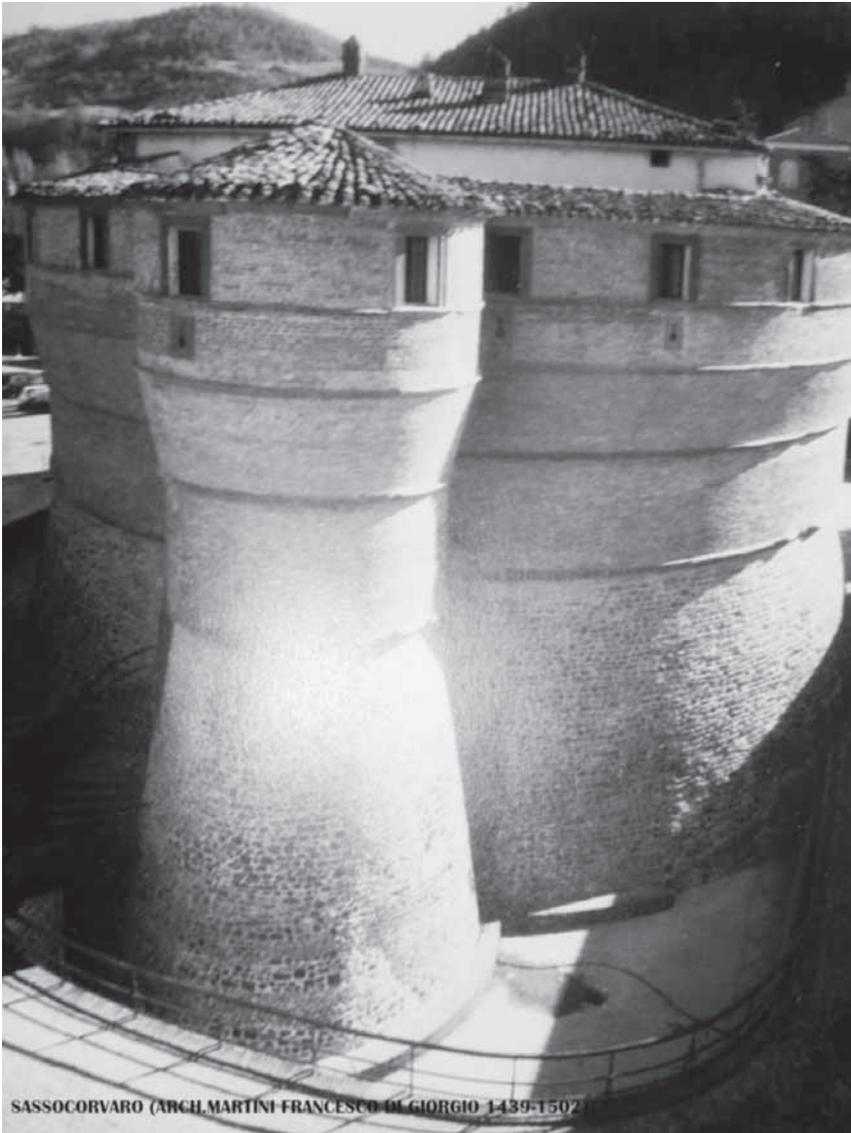


Abb. 2: Die Festung Sasso Corvaro, erbaut vom Architekten Martini Francesco di Giorgio (1439-1502)

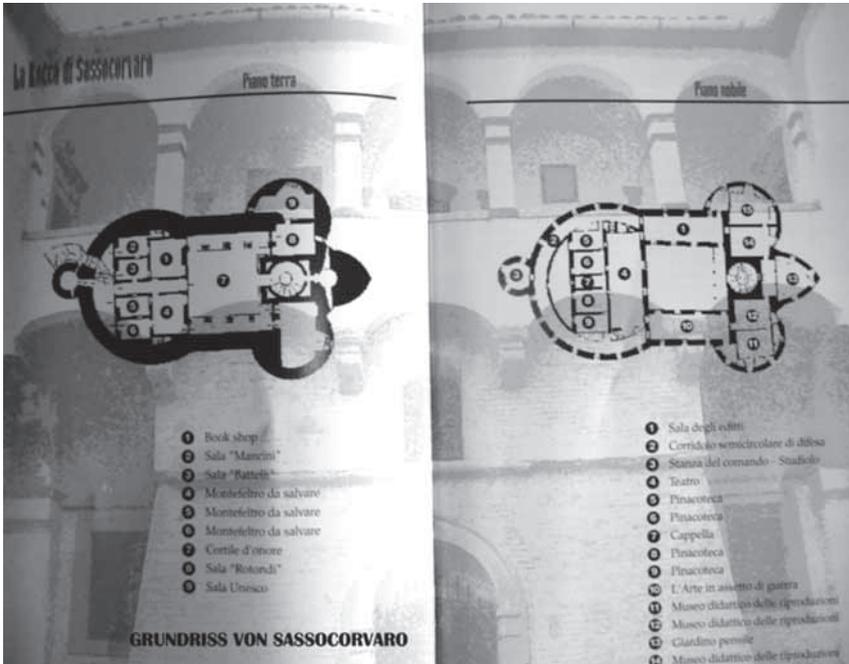


Abb. 3: Grundriß der Festung Sasso Corvaro, einer Schildkröte ähnlich

Pisaurus) aufwärts, also nach Westen ins Landesinnere, so kommt man, „die wehrlosen Hügel“ (Leopardi) der Marken hinter sich lassend, an melancholisch weißen Kreuzen eines amerikanischen Soldatenfriedhofs vorbei. Man mustert die Aufschwunghäuschen kleiner Angestellter und gelangt irgendeinmal nach *Pian di Meleto*, wo ein fortschrittlicher Bürgermeister dem das Tal beherrschenden Schloss der Grafen Oliva eine das Tal noch beherrschendere Möbelfabrik hat vorsetzen lassen. Es waren die Grafen Oliva, denen einst das Bergmassiv des *Sasso Simone* gehört hatte, von dem noch die Rede sein wird. Wenig später fesselt den Blick das *Sasso Corvaro*, ein Ungetüm, das links der gewundenen Provinzstraße hochragt. Es ist eine der ersten jener Trutzburgen, für die die italienische Renaissance-Architektur berühmt geworden ist (**Abbildung 2**).

Aber Sasso Corvaro, zu deutsch Rabenstein [1], bleibt eine rätselhafte Festung. Sie ist mit keiner anderen Italiens gleichzusetzen, und ihr Erbauer, der berühmteste Militärarchitekt seiner Epoche, Francesco di Giorgio Martini (1439–1502), scheute sich, sie der Auflistung seiner Werke, die selbst den Herzogspalast von *Urbino* einbezieht, anzugliedern. Ihr Grundriß (**Abbildung 3**)



Abb. 4 und 5: Graf Ottaviano Ubaldini (links) und Herzog Federico da Montefeltre, Herr von Urbino und einer der mächtigsten Feldherren seiner Zeit [2]

stellt eine Schildkröte dar. Warum? Wessen Wille wurde gestaltet? Wer war der Bauherr?

Er, Graf Ottaviano Ubaldini (**Abbildung 4**), war eine jener Erscheinungen, die selbst im 14. und 15. Jh. Ausnahmen blieben. Die ersten zehn Jahre wuchs er zusammen mit seinem Halbbruder, dem späteren Fürsten und Condottiere Federico da Montefeltre (**Abbildung 5**), auf, der, wie er selber 1423 in *Gubbio*, ein Jahr vor ihm dort geboren wurde und dem er zeitlebens sehr zugetan und unersetzlicher Ratgeber blieb. Der Knabe wurde an den Hof der Visconti nach Mailand, aber viel öfter noch nach Pavia beordert, wo er in einer der umfangreichsten Bibliotheken Europas fand, was sein Leben bestimmte, das Wissen und die Wertschätzung desselben. Schon den Dreiundzwanzigjährigen, dessen Klugheit und Weitblick man nicht entbehren wollte, ließ man nicht ziehen, als andere Höfe ihn anforderten.

Ottaviano degli Ubaldini, der toskanischen Adelsfamilie Ubaldini della Carda entstammend, trug im Wappen (**Abbildung 6**) einen Hirschkopf, denn ein Vorfahr hatte sich während einer Jagd einem Hirsch entgegengeworfen, der Kaiser Barbarossa angegriffen. Der Kaiser adelte seinen Retter mit diesem Schild. Der achteckige Stern in der Mitte des Geweihs trägt die Buchstaben: Q.D.A.A.D.U. Sie bedeuten: Q(uis) D(ominatur) A(ppennini?) A(lma) D(omus) U(baldini), frei übersetzt: Von wem werden die Appenninen beherrscht? Vom glücklichen Hause Ubaldini.

Wir schreiben das Jahr 1474. Federico Montefeltre, den wir vom Bild Piero della Francescas (1420–1492) her kennen, das sein Profil ohne das ausgeschossene Auge, wohl aber mit dem unvergesslichen Nasensattel zeigt, wurde



WAPPEN UBALDINI

Abb. 6: Wappen der Ubaldini

nach langem Warten zum Herzog von Urbino ernannt. Eine eher ungewöhnliche Geste unter verwandten Herrschern ist seine darauf umgehend eingeleitete Erhöhung des Halbbruders Ottaviano Ubaldino (des Prächtigen) zum Grafen. Verbunden damit war der Besitz von 21 Schlössern, Tälern, Bergen, Flüssen, Dörfern von den Tiberquellen bis Gubbio. Ubaldino schreitet augenblicklich zur Befestigung seines Besitzes. Sasso Corvaro entsteht. Aber die Festung weicht in allem von den neuen Erfordernissen der Kriegsführung ab. Sie entspricht anderen Vorstellungen. Ubaldino ist hochgebildet. Er beschäftigt sich mit Alchemie und forscht, wie viele Fürsten seiner Zeit, nach dem Stein der Weisen. Er sucht, Gold herzustellen. Er ist ein Magier, ein Vertrauter des Dunkels, dessen Macht er vermehrt.

Als Zeus und Hera auf dem Olymp Hochzeit hielten, lud Hermes Götter, Halbgötter, Menschen, Nymphen, Faune zum Fest. Chelona, eine Nymphe, weigerte sich zu kommen. Sie wolle ihr schönes Haus um keines Festes willen verlassen. Der erzürnte Götterbote rauschte vom Olymp herab und stieß sie samt ihrem Haus in den Fluss und verwandelte sie in eine Schildkröte. Seither sind sie und ihr Haus unzertrennlich.

Schildkröten sind Reptilien. Sie zählen symbolisch dem Reich des Geheimnisses zu, dem die Schlange und mit ihr der Tod vertraut sind. Noch Urchristen war die Schildkröte ein Symbol des Bösen, und in ihrem italienischen Namen Tartaruga verbirgt sich der griechische Tartaros, das Schattenreich. Man warf ihr vor, im Schlamm, im Bodenlosen, Unsicheren zu leben, und es war der Kirchenvater Ambrosius im IV. Jh., der den Fluch von ihr zu nehmen begann, indem er auf die sieben Noten hinwies, die ihrem Haus entströmten, sobald dieses zum Musikinstrument veredelt würde. Ihre Reinigung, ihre Katharsis war vollzogen, und durch ihren Dienst an der Musik trat sie aus ihrer Fleischlichkeit ins Geistige. Die Kirche „begnadete“ sie.

Aber was bewegte den Alchemisten und Astrologen Ubaldino, für seine Festung den Grundriss einer Schildkröte zu wählen? Sie war das Symbol des Okkulten, der Esoterik schlechthin. So wie sich nur unter der schildkrötenharten Erde das einzige Mysterium, der Stein der Weisen, die Essenz der Unsterblichkeit, bergen soll, so birgt sich das Mysterium des Lebens unter der Schale der Schildkröte und hütet unter dem einzigen dem Menschen offenbaren göttlichen Phänomen, der Musik, das Unsterbliche. Wer sich zur Schildkröte bekannte, bedeutete der Welt, er sei Alchemist, und seine Tugend sei unerschütterlich wie seine Scheu, seine Pläne offen zu legen. Sasso Corvaro – das weiseste aller Tiere (der Rabe Corvo), vereint mit dem Stein (Sasso), dem Stein der Weisen.

Nach Sasso Corvaro aber, das noch in den Marken liegt, streckt bereits die Toskana ihre lehmigen Finger aus, unterstützt von Mischwäldern, Weiden und leeren Hügeln, auf denen statt Rehen heute Traktoren stehen. Vier Kilometer

hinter den Marken, auf fünfhundert Metern Seehöhe, schließt der äußerste Rand der Toskana mit *Sestino*, einem scheinbar achtlos von häufigen Erdbeben geschüttelten, vergessenen Häuserhaufen auf einer Talschulter, an. Seine etwas vernachlässigten Bauten schwimmen wie Reste eines geborstenen Schiffes auf der Geschichte und Frühgeschichte, wie Siedlungsfunde beweisen. Eine dünne Humuskruste trennt sie von der 5 Mio. Jahre alten Muschelkalkwohle, die hier stehen blieb und in deren zu Erde verwester Schicht die Überbleibsel der Tempel, Bibliotheken, Thermen stecken, die das vorkaiserliche, republikanische, etruskisch-umbrische Sestinum bildeten. Eine Bronzetafel, auf die wir später zurückkommen werden, mit alt-umbrischen Lettern nennt es zum ersten Mal am Beginn des IV. Jh. v. Chr. Plinius d.Ä [3], Cicero und andere zitieren 300 Jahre später den nun wichtigen Ort. Ein überaus fein gearbeiteter Ziegenkopf (**Abbildung 7**) aus Bronze aus dem I. Jh. n. Chr., der heute im Museum von *Arezzo*



*Abb. 7: Ziegenkopf,
I. Jh. n.Chr.;
Fundort: Sestino [4]*



Abb. 8: Tafelberg Sasso Simone, 1204 m hoch

aufbewahrt wird (warum nicht in Sestino?), war einer der beiden Knäufe eines Prunkbettes und gibt uns ein Bild von Raffinesse und Wohlstand der Stadtbewohner des Municipiums.

Sestino

Es liegt am Zusammenfluss des Seminico, der im Sasso Simone (**Abbildung 8**) entspringt und den Namen eines Gottes (Semo) trägt, mit dem bereits erwähnten Wasserlauf des Foglia. Überragt wird Sestino von einem Tafelberg, dem eben genannten Sasso Simone, der noch von Rimini aus zu sehen ist und 1204 m aufragt. Dieser einst dem Jupiterkult geweihte, gigantische Altartisch trug lange seine Opfergaben, ehe Theodosius dies 384 verbot [5].

Hier erstreckten sich das ehemalige Umbrien und ein sabinisch–umbrischer Kult nach dem Sieg Roms (295 v. Chr.) über die Senonen (Gallier), bevor die VI. Region des Augustus daraus wurde. Diese umschloss Eugubium (Gubbio), Pitinium, Sestinum, Pisaurum und Urbinum (Urbino).

In den Vatikanischen Museen bewahrt man Inschriften, die unter einer Statue zu lesen waren und von einem SEMONI SANCO erzählen, einem Gott, der seit 466 v. Chr. in Rom einen Tempel am Ostabhang des Quirinals hatte, einem Ge-

nius Jovis entsprach und um „vor Mars zu schützen“ angerufen wurde [6]. „Semo“ steht für das Einhalten von Eiden, auch der Ehegelübde. Er galt später als *Dius Fidius*, Sohn des Jupiter (bei den Griechen *Dioscoron*, Sohn des Zeus). „Sancus“ entspricht dem griechischen *Herkules*. Sein Fest war am 5. Juni und wurde bis ins 16. Jh. gefeiert... [7].

Dieser Gott durfte nicht angerufen werden, solange sich der Bittsteller unter einem Dach befand, oder nur, wenn dieses eine Öffnung besaß, die den Blick in den Himmel, sein Zuhause, zuließ. Wie lange sich seine Verehrung hinzog, geht auch aus der Schrift *Fulgenzius'* hervor, eines afrikanischen Bischofs (V.-VI. Jh.), der darauf hinweist, dass man „Semoni“ jene Götter nannte, die des Olymps nicht würdig waren, ohne deshalb Irdische zu sein (*Priapus*, *Epona*, *Vertumnus*), und über die der Enzyklopädist *M. Terrentius Varro* aus Rieti in seinem Werk der *Mystagogen* (*diciplinarum libri IX*) laut *Plinius d. Ä.* (*Historia naturalis III*, 114) schrieb: „Und über Semon, verbannt wie der niederste der Götter, breite ich die Schwingen meiner Rede“ [8].



Abb. 9: Das Ei von Lucemburgo

Die Siedler des Appennin widerstanden unterschiedlich lange der Christianisierung, was sich unter anderem in „Engelstänzen“ spiegelte, die aufgeführt wurden, um Bergdämonen zu besänftigen [10]. Die Kirche antwortete mit Einsiedeleien, Klöstern, Prozessionen und Teufelsaustreibungen. Trotzdem bleibt die Abgelegenheit des Ortes eine Feindin der Aufklärung, die hier zuweilen in ein „erweitertes“ Wissen umzuschlagen scheint, wenn man zum Beispiel am Vormittag die Messe besucht und den Nachmittag bei einer Magierin zubringt, die mit den Toten spricht und nichts dafür fordert. Oder wenn schwer erklärliche Phänomene auftreten, wie kürzlich in den nahen Abruzzen (*Aquila*), von wo die männlichen Kröten 6 Tage vor dem Erdbeben auswanderten, wie eine britische Forschung (Tageszeitung lt. „city“, 1. April 2010, www.city.it) ergab, wohl weil die Tiere Strahlungen wahrnahmen, die ihre Keimzellen gefährdeten. Aber woher wissen sie von dieser Gefahr? Oder wenn während einer totalen Sonnenfinsternis ein Huhn ein Ei legt (*Lucemburgo*, 12. August 1999), dessen Schale von einem „Strahlenkranz“, dem Abbild der Sonne, umgeben scheint (**Abbildung 9**). Man bewahrt dieses Ei heute im Museum Sestinos auf... [11].

Die „neue“ Stadt

Auf dem Sasso Simone stand 1224 eine Benediktiner-Abtei (**Abbildung 10**) [12]; weiters eine Kirche des hl. Michael (der Longobarden), die im 14. Jh. an die Fürsten Riminis, die Malatesta, fiel, ehe diese sie und die restlichen Bauten an Montefeltro von Urbino verloren, dessen Haus sie seinerseits wieder den Medici überlassen musste. 1520 „verpfändet“ Papst Leo X. Sestino, die nunmehr mittelalterliche Burgfestung am Ausläufer des Gebirges, der florentinischen Republik für 800 000 Dukaten, wodurch sie zur Toskana kommt.

1566 schickt sich Cosimo I Medici an, von der strategischen Höhe des Sasso Simone aus die Grenzen Umbriens, der Marken, Toskanas und der Romagna in einer auf dem Hochplateau zu errichtenden Festungsstadt zu überwachen. Man orientierte sich an den neohumanistischen Vorstellungen eines Thomas Morus, eines Campanella, ja „Utopia“. Der nüchternere Hintergedanke Medicis war, eine Kontrolle der Seewege der Adria anzubahnen.

Die „neue“ Stadt erhielt die Gerichtsbarkeit, welche Sestino entzogen wurde. Ihre Einwohner sollten sie im Kriegsfall selber verteidigen. Ein für Italien neues Konzept war geboren. Aber da selbst das Aufschließen der Tore für die Ansiedler (wie zu jener Zeit üblich) geregelt war, d. h. dass ein verspäteter Ankömmling, ein Kaufmann, Wanderer oder Handwerker, in der Wildnis das Aufsperrn des Stadttors abzuwarten hatte, wirkten Abgelegenheit, raue Witterung und Künstlichkeit die Gemeinschaft auflösend. Und wenngleich alle Strukturen



Abb. 10: Benediktinerabtei auf dem Sasso Simone, nachgewiesen 1224 [12]

der modernsten Urbanistik ins Werk gesetzt worden waren (die Zisternen spenden noch heute Wasser), so fehlte doch umgebendes Ackerland, denn die Stadtfestung war nur über einen schmalen, steilen, von den Steinmetzen Cosimos in die Felswand gemeißelten Pfad zu erreichen und vermittelte mehr den Eindruck der Ausgeschlossenheit als der Geborgenheit. Sie lag ihren Einwohnern nicht am Herzen und zerfiel bald und überraschend schnell.

Im Museum von Sestino

Die Landschaft um Sestino ist eine einzige Hochweide, eingebettet in Wälder. Die bis zu 1200 kg schweren Stiere, eine Chianina genannte Rasse (**Abbildung 11**) [13], die schon von etruskischen Priestern gezüchtet worden war, kann man heute noch antreffen. Auf einem 1,5 kg schweren, rechteckigen Bronzebarren (AES SIGNATUM) [14], einer der seltensten Münzen der Welt (ca. 280 v. Chr.) im Museum von Sestino, sehen wir einen dieser Riesen (**Abbildung 12**).



Abb. 11: Chianina-Stier, schon von den Etruskern gezüchtet und auch den Göttern geopfert



Abb. 12: Chianina-Stier, dargestellt auf dem AES SIGNATUM [15]

Der Barren, eine in Rom hergestellte Tempelmünze, auf der in alt-umbrischen Lettern zum ersten Mal der Name Sestinos erscheint, entspricht dem Wert eines geweihten Stieres. Im Zuge der „Grenzerweiterung“ des republikanischen Roms kam man sehr bald von diesem beschwerlichen „Geld“ ab und stellte auf die im Mittelmeerraum überall willkommenen Silbermünzen um. Das Original des AES SIGNATUM bereichert die Staatliche Münzsammlung in Berlin, wohin es aus den Händen des Sammlers Haebelin, der es 1907/8 in Perugia erstanden hatte, 1941 geraten ist und heute im Pergamon-Museum ausgestellt wird. Die Rückgabe dieses „Taufscheines“ einer zweieinhalb Tausend Jahre alten Italienischen Stadt gereichte dem überreichen Preußischen Kulturbesitz zur Ehre.

Heute bildet der in Abbildung 12 gezeigte Abguss des AES SIGNATUM das Prunkstück des Antiquariums des Museums von Sestino, in dem neben römischen Senatoren- und Matronenstatuen auch eine herrliche Brunnennympe oder Venus (II. Jh. n. Chr., **Abbildung 13**) aus griechischem Marmor (das Original stammt aus dem IV. Jh. v. Chr.) steht, die 1984 gefunden wurde. Zu den Kostbarkeiten dieses Stadtmuseums zählt auch ein überaus seltenes Travertin-



Abb. 13: Venus nach hellenistischem Vorbild

Relief. Es ist die Darstellung „ad bestias“, d. h. einer Hinrichtung von Christen oder Verrätern in der Arena durch Bären-Wölfe und Löwen, die aus einer Falltür im Boden springen, um ihre knienden und mit erhobenen Händen flehenden Opfer zu zerreißen [16].

Abbildung 14 zeigt eine römisch-etruskische Inschrift, die an den Haruspices „FULGURIATOR“ erinnert, also den etruskischen Priester, dem der Kult der Verehrung des Blitzes oblag.

Weiters haben Restauratoren ein augusteisches, liebliches Rund-Tempelchen (Mausoleum) wieder entstehen lassen, neben dem die beeindruckenden, in Travertin gehauenen Senatoren und Toga-Träger ragen. Auch diese Statuen wurden von einem sachkundigen katholischen Priester (Don Minto), der auch Archäologe war [17], vor dem Abtransport in römische oder florentinische Depots bewahrt.

Als die Bevölkerung von Sestino gewahrt wurde, wessen man sich in der Vergangenheit bis zum Beginn des XX. Jh. leichtgläubig entäußert hatte, blockierte sie den letzten Wagenzug, der schon gute 20 km weit entfernt war, und führte zurück, was später zum Studienmaterial (insbesondere die Sockelinschriften aus der römischen Kaiserzeit, die 14 Imperatoren nennen) für Gelehrte von Weltrang wurde (Bormann, Samuel, Schulze, Leumann, Kubitschek, Vaananen, Syme, Woodhead u. a. m.) [18].



ETRUSK. PRIESTER INSCHRIFT (Blitz KULT geweiht)

Abb. 14: Römisch-etruskische Inschrift zur Erinnerung an Haruspices, den etruskischen Priester, dem der Kult der Verehrung des Blitzes oblag

Das Municipium

Die mattbraunen, emaillierten Ortsschilder an den Ein- und Ausgängen der heutigen Tausend-Seelen-Siedlung bezeichnen diese als „Municipium Romano“ (Plinius d. Ä.). Unbefangen weisen sie auch auf die Trüffel hin, die hier heimisch sind, weiters die auf Abbildung 11 und 12 gezeigte antike Rinderrasse und das bereits genannte Museum (Antiquarium), das man hier nie vermuten würde. Von den Wölfen, die den Einheimischen die Schafzucht verleidet haben, steht nirgends etwas.

Auf dem einstigen Opferstein Semo's (Semone), des Gottes des Ortes, seinem *genius loci*, ruht heute der Altartisch der Bischofskirche St. Pankratius, die Papst Simmakus zwischen 498 und 514 über dem Grab des jungen römischen Soldaten errichten ließ. Diese Pieve di San Pancrazio, byzantinisch-longobardisch-romanischen Stiles und im Rang einer Kathedrale, die ihren Namen von jenem Märtyrer hat, der zwischen 303–305 unter Diokletian enthauptet worden ist und hier verehrt wird, steht auf dem verschütteten Forum Sestinums und bildete ein Archiv besonderer Art. In ihre Krypta waren unzählige Epitaphe und Marmorfunde eingefügt [19], die es später, als man sie herauslöste, erlaubten, die Bedeutung des in Vergessenheit zu versinken drohenden Ortes aufzudecken. Man erfuhr u. a. auch wieder von Patriziern, die Zypressenplantagen angelegt hatten, was der Auffassung widerspricht, die Engländer hätten die Zypressen in der Toskana eingeführt. Aber man erfuhr noch viel mehr [20].

Da Sestino am Fuß des alles beherrschenden und strategisch wichtigen Gebirges Sasso Simone (Semone) liegt, das zur Hälfte dem Vatikan gehörte [21], wurde auch der Arciprete (ein fast bischöflicher Rang), dem 22 Pfarreien unterstanden, direkt vom Papst ernannt und hatte sowohl weltliche als auch geistliche Macht. Welche Früchte die mühevoll Christianisierung trug, lesen wir den zahllosen Kapellen, Andachtsstätten, Prozessionen ab. Trotzdem hüte man sich, das Heidnische getilgt zu glauben an einem Ort, wo man 375, also 62 Jahre nach dem Edikt Konstantins, dem *Genius Curiae* noch eine Statue weihte.

Sestinum, das seine Bedeutung für Rom seiner vorgeschobenen Position nahe dem Hauptkamm des Appennin schuldete und der Überwachung der lokalen Umbrer, Etrusker, Senoner und des Tibertales diente, wurde den etruskischen Clustumina zugeordnet und zählte zu seinen bedeutendsten Geschlechtern die etruskische Gens Volusenia. Dazu kamen die Cesii, die dem ab 89 v. Chr. unabhängigen Municipium nicht nur Stein-, Färber-, Holz- und Metallbearbeitung brachten, sondern hochrangige Beamte Roms stellten, so zum Beispiel die Statthalter Pannoniens, Bythiniens, Pontus', Sardiniens, Ägyptens und Aquitaniens. Hier sei Lucio Voluseno Clemente, ein von Tiberius ernannter Sestinate, genannt. Auch sein Statuenfragment findet sich im Museum, dem Antiquarium Sestinos.

Sestinums Thermen, Bibliotheken und Prachtbauten liegen noch unter den später darüber errichteten Häusern. Und was eine mittelalterlichen Festung der Malatesta und Medici gewesen, bezeugt, dass hier mit und ohne den Herzog von Urbino, mit und ohne den Segen des Papstes gestritten wurde. Man erinnere sich nur der Battaglia di Sestino (Schlacht von S.), in der Strozzi (Nicolo, Sohn des mächtigen Florentiners Piero Strozzi) 1536 sein Glück vergeblich versuchte [22].

Das römische Sestinum hatte die Aufgabe, den Oberlauf des Foglia-Tales und des Marecchia-Tales (von dem die Marken ihren Namen herleiten) sowie das linke Tiberufer zu verwalten.

San Sepolcro

Von Sestino aus wählt man einen der zwei niederen Pässe, will man ins 45 km ferne Urbino, die Stadt der Herzöge und Condottieri Montefeltres, aber auch Raphaels und Lauranas. Über den anderen, etwa 1000 m hoch liegenden Pass im Westen gelangt man, nach 35 km und an den nahen Tiberquellen vorbei, nach *San Sepolcro*. Man findet sich in Höhen, wo sich die Wälder ausbreiteten, aus denen die Baumstämme zur Errichtung der römischen Häuser geschlagen wurden.

San Sepolcro ist die Stadt Piero della Francescas, dessen abweisende und unnahbar majestätische Madonnen zum höchsten Ausdruck dargestellter Religiosität zählen und himmelweit entfernt von allem Lieblichen zeitgleicher Künstler Italiens sind. Ein überwältigender Ernst geht von dieser Kunst aus, der nichts ferner scheint als jene des gleichzeitigen Botticelli. In San Sepolcro wirkte auch Luca Pacioli, jener Mönch, der die doppelte Buchhaltung erfand und angeblich seinen erblindeten Freund Piero della Francesca hinterging. Er soll dessen Arbeiten über die Perspektive kopiert haben, was wiederum schwer mit seiner Freundschaft mit Leonardo zu vereinbaren bleibt. Von Piero della Francesca stammen die berühmteste Schutzmantelmadonna (heute im Museum von San Sepolcro, **Abbildung 15**) sowie die Madonna del Parto (Niederkunft) in *Monterchi*, auf die noch zurückzukommen ist.

Das von Piero della Francesca aufgesuchte Vorbild zur Schutzmantelmadonna ist auf der Tragfahne (Stendardo, **Abbildung 16**) der Misericordia (Barmherzigen Brüder) Sestinos zu suchen und datiert aus dem Jahr 1421. Sie ist angeblich die älteste datierte Fahne dieser Art [23]. Die Bruderschaft, der Ausdruck einer organisierten Hilfsbereitschaft, deren Tradition bis zu den Etruskern zurückreicht, wurde unter der Bezeichnung Misericordia 1244 in Florenz gegründet. Ursprünglich trugen die Barmherzigen Brüder rote Kleidung und eine rote



Abb. 15: Schutzmantel-Madonna von Piero della Francesca, jetzt im Museum von San Sepolcro ausgestellt

Gesichtsmaske, damit niemand erkenne, wer ihm Gutes erweise. Sie taten sich ganz besonders während der furchtbaren Pest der 30er Jahre des 14. Jh. hervor. Sie wählten später schwarze Kapuzengewänder. Die „Misericordiosi“ wurden vom aufgeklärten Erzherzog Leopold, dem späteren Kaiser Leopold II von Habsburg, im 18. Jh. abgeschafft [24]. Seit 1858 werden sie aber ihrer selbstlosen, freiwilligen und unersetzlichen Opferbereitschaft wieder gerecht. Wer den Winter in Sestino erlebt hat und an Alte und Kranke auf den verschneiten, abgelegenen Höhen des Appennin denkt, weiß, wovon die Rede ist. Für Tüftler sei noch erwähnt, dass das Schiffsholz für die ravennatische Flotte Augustus“ hier in diesen Wäldern geschlagen wurde. Der Habsburger aber hatte nur eine gerechtere Neuverteilung des immensen Besitzes aus Schenkungen der Misericordiosi im Auge. Als es nach Einziehung und Auslobung der Güter so weit war, kauften die Reichen – wer sonst –, was man einst den Armen zugegedacht hatte („Misericordia“ bedeutet – die ihr Herz reichen).



Abb. 16: Tragfahne der Barmherzigen Brüder, von 1421

Im Umfeld Sestinos und des Sasso Simone

Weite Wanderwege führen von Sestino nach San Marino, vorbei an der einschüchternden „Kriegsmaschine“, wie Bembo die Festung von *San Leo* genannt hat, in der Cagliostro gestorben ist.

Das heute unscheinbare Sestino am Flüsschen Foglia (einer Zauberin oder Nymphe) fällt dem Durchziehenden durch nichts auf. Die rings emporstrebenden, üppigen Eichen-, Föhren- und Buchenwälder und ihr „Volk“ der Heiligtümer und Kapellen verraten mehr Menschenferne als -nähe. Noch heute erreicht man zu Fuß Ausblicke über die hintereinander geschichteten Weiten des Appennins, in denen jede Spur vom Menschen fehlt.

Seine beneidenswerte Zurückgebliebenheit dankt der Ort nicht zuletzt einem italienischen Senator, der seinen Wählern in Sestino in der Mitte des 20. Jh. seine Wiederwahl zuschrieb, indem er versprach, dem Wunsch seiner dortigen „Retter“ nachzukommen. Dieser bestand in der Bitte, keine Verbindungsstraße durch die schützenden Berge zu stechen, die die heute noch umständliche Reise nach Rimini, Bologna und San Marino abgekürzt hätte.

Dreieinhalb Stunden angestrengter Wanderung von Sestino nach Norden vergilt der Rundblick vom schönsten Tafelberg (siehe nochmals Abbildung 8) Italiens, einem steinernen Floß, einem vor 5 Mio. Jahren aus dem Tyrrenischen Meer emporgestiegenen „Helgoland“ des Appennins, in dem die Zähne der Urhaie stecken [25]. Unmittelbar neben dem Massiv ragt der kleinere *Simoncello* (Abbildung 10, oben rechts). Er gehörte den Päpsten zur Gänze (im Gegensatz zu Sasso Simone).

Der Sasso Simone nährt auf seinen würzigen Weiden sechs Monate im Jahr die bereits genannten weißen, halbwilden Rinder (Abbildung 11), die sich der Wölfe, aber auch der unwillkommenen Fremden sehr überzeugend zu wehren wissen. Als ein Tourist eine der Weideabgrenzungen überstieg, um zu fotografieren, und sich nicht mehr schnell genug vor einem heranrasenden Stier in Sicherheit bringen konnte, riss dieser den Zaun nieder und spießte sein Opfer an die Busflanke. Nahen Wölfe, so bilden die Muttertiere einen Kreis um ihre Kälber und stehen mit den Hörnern nach außen. Trotzdem riß Isegrim vor nicht langem sechs Jungtiere in einer Nacht.

Man erzählt, es nisten hier auch Adler. In siebzehn Jahren habe ich keinen Adler gesehen, aber vielleicht tauchen sie nur alle achtzehn Jahre auf.

Das Kalb – das goldene Kalb – im Innern des Sasso Simone, das alle hier kennen und keiner je gesehen hat, erwähnt der aufgeklärte Erzherzog Leopold nicht in seinem Bericht vom 19. September 1781, der 1960 in den Archiven Prags gefunden wurde und der seine Reise durch diesen Teil der Toskana festhält [24]. Wohl aber, dass die Frauen in diesem sibirienkalten Hochappennin vier Mona-

te im Jahr allein aushalten mussten, wenn ihre Männer das Vieh in die *Maremma* auf die Weiden Alt-Etruriens nahe dem Thyrrhenischen Meer trieben. Weiters schreibt er, dass die Diözese nur ihre unbrauchbarsten Priester zur Annahme einer Pfarre in der Abgeschiedenheit bewegen konnte, wo sie meist dem Trunk verfielen. Die Straßen waren erbärmlich, und die Kirche verkaufte endlich den Sasso Simone an einen Privaten für 500 Scudi.

Aus den Aufzeichnungen des Erzherzogs: „... Sestino liegt schrecklich und ist eisig. Die Menschen hier sind sehr gutmütig und unwissend. ... Theater und Gericht erreicht man durch einen gemeinsamen Eingang. ... Der Notar hat einen einzigen Raum, darin er schläft, wohnt, Gericht hält und Akten bearbeitet. ... In den Predigten ist weder von der Lehre Christi noch von irgendeinem Katechismus die Rede. ...“ [24]. Soweit einige Aufzeichnungen des Erzherzogs Leopold von Habsburg-Lothringen, des zweiten Sohnes Maria Theresias, dessen Leitspruch war: „Kennen, um zu regieren.“

Die Menschen

Der Streit, ob eine besondere Umgebung besondere Menschen hervorbringen oder besondere Menschen eine besondere Umgebung, soll hier nicht geschlichtet werden, wenngleich schwer anzunehmen ist, dass die Schiffe fahrenden Dänen und Wikinger den Nordatlantik wesentlich geprägt haben oder die Tibeter den Himalaya oder Beduinen die Sahara.

Sestino weicht auch darin nicht vom Bekannten ab. Nicht nur, weil man sich die Natur auf schonende Weise unterworfen hat, sondern weil diese ihrerseits ein Ultimatum stellt und somit ihre Würde zurückerobert. Das lehmige, schwere Erdreich gibt wenig her. Viehzucht, Holzwirtschaft, ein wenig Köhlerei bildeten die Wirtschaftsgrundlage seit dem Versiegen der römischen Handelsströme und regen etruskischen Handwerks, das Gebrauchskeramik, Töpferwaren und Bauholz herstellte. Rom legte bereits in den Ersten Punischen Kriegen Karthago mit Sestinum einen Riegel vor. Die Vierteilung des Weltreiches unter Diokletian besiegelte das Schicksal dieser noch vor kurzem bedeutenden Stadt zwischen dem Tibertal und dem Adriatischen Meer endgültig. Hinzu kamen Völkerwanderung, die Kriege mit Byzanz, Seuchen und Entzündungen. Die völlige Abhängigkeit der verbliebenen Bevölkerung (Bauern, Viehzüchter) von Klima und Wetter dämpfte Jahrhunderte lang Freiheit und Entwicklung. Wo eine unüberzeugte Kirche Gottesfurcht predigte und predigt (in Sestino hat der Pfarrer eine Motorsäge, hilft beim Bäumefällen und deckt das Kirchendach selber), gelang es ihr bis heute nicht, den heimlichen Pakt der Menschen mit Dämonen, deren Beschwörung und die Macht des Okkulten völlig zu verdrängen [26]. Napoleon



ZEUGNISSE DES ABERGLAUBENS



▲ Santina Grassi mostra il fossile di un serpente Regolo, ritenuto di età antediluviana, rinvenuto presso Cerreto di S. Donato (Sestino) nel settembre 1993.

◀ Il reperto conserverebbe intatta la morfologia tipica del rettile mitologico: corpo corto e tre "cornini" simboleggianti una corona regale.

Abb. 17: Santina Grassi zeigt den 1993 von ihr gefundenen Regolo mit Schlange

geisterte durch die Köpfe – ungeliebt – und verschwand. Die erste „Aufklärung“ scheint das Fernsehen gebracht zu haben – aber welche! Und so blieb es beim Alten. Aller Verehrung gebührt Anna, der Mutter und Einweiserin. Aber, wie so vieles in dieser archaischen Welt, scheint auch sie nur ein Vorwand – ein neuer Name für eine im Dunkel der Jahrtausende angesiedelte Göttin.

1993 endlich fand Santina Grassi bei *Cerreto di San Donato*, einem Weiler nahe Sestino, den vorsintflutlichen Regolo, die versteinerte Schlange (**Abbildung 17**), auf deren Haupt das dreizackige Krönchen (mit ein wenig gutem

Willen) auszumachen ist. Santina hütet, von den Älteren wohlverstanden, ihren kostbaren Fund [27]. In *Martigliano* hingegen legen sich die Bauern, die an bösen Rückenschmerzen leiden, auf einen gefalteten Stein (**Abbildung 18**), auf

ABERGLAUBE



▲ *Mercatello sul Metauro: don Angelo Pierantoni, sacerdote di Mercatello, mostra le superstite tavole con i nomi dei dodici apostoli, le quali sorreggevano dodici candele durante il rito del cambiamento di nome per la guarigione degli epilettici.*



▲▲ *Presso Casa Nova dei Prati (Martigliano di Sestino) il Sasso di S. Francesco dotato, nella credenza popolare, di particolari poteri terapeutici contro il mal d'ossa e il mal di schiena.*

Abb. 18: Rechts oben: Gefalteter Stein, auf dem schon der heilige Franziskus geruht haben soll

dem schon der heilige Franziskus geruht haben soll [28]. Leibschmerzen werden der Magierin anvertraut, und den Perlenring der heiligen Lucia legt man Augenleidenden auf. Dutzende, wenn nicht hunderte Beispiele könnte man aufzählen.

Abgelegenheit? Mangel an Aufklärung? Man kämpfte ums Leben, ums Überleben. Und selbst die majestätischste aller Madonnen, die schon einmal erwähnte Madonna del Parto (ein Fresko, das 1455 für den Friedhof von Monterchi geschaffen wurde und dem die Mutter Piero della Francescas Modell gestanden haben soll), ist eine Beschwörung. Für die Bauern und Viehzüchter war Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit das Wichtigste. Parto heißt Niederkunft; es ist also die Große Gebärerin. Auf die Mutterschaft richtete sich alles Hoffen, alle Angst. Die Frau wurde der Erde gleichgestellt; je fruchtbarer, um so geachteter, um so verehrter. Von den Symbolen der Altsteinzeit, die man bei Monterchi fand, bis zum Gemälde Piero della Francescas ist es die Große Mutter, Uni, Artemis, Juno, Lucina, Anna, Maria von Nazareth, der die furchtsame Verneigung gilt. Und mit ihr den Quellen, dem den Fluren Leben spendenden Wasser. Man suchte, ja sucht nach Milchsteinen (**Abbildung 19**). Ihnen wurde (wird) die Kraft zugeschrieben, der Wöchnerin die Milch zurückzugeben, versiegt diese.

Dämonen gab man die Namen von Nothelfern, um sie weiter zu verehren. Wie dünn der späte Mantel des neuen Glaubens in diesem Italien noch ist, zeigte 1954 die Weigerung des Bürgermeisters von Monterchi, „seine“ Madonna für eine Ausstellung in Florenz zu leihen – aus Furcht vor der Furie der Schwangeren. Es ist auch kein Zufall, dass der Ort, für den das Bild geschaffen wurde, nahe einer Quelle liegt, wo man neben römischen auch prähistorische Amulette und Devotionalien des Mutterkultes gefunden hat.



Abb. 19: Mittelalterliche Kultsteine, sogenannte Milchsteine, dem Stillen der Mütter geweiht

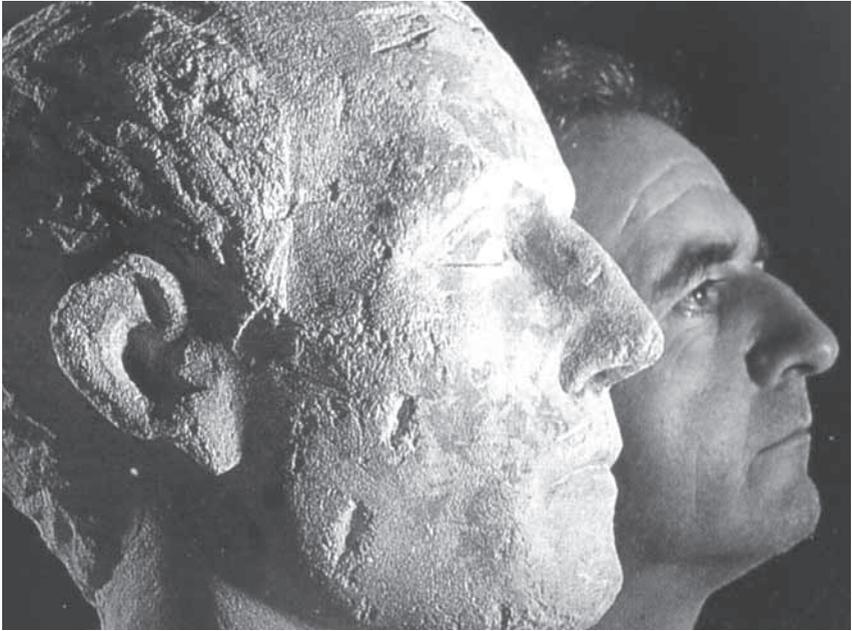


Abb. 20: Profil des Marmorhaupts eines römischen Patriziers (Etruskers?) im Vergleich mit dem von Dr. Carlo Renzi, dem ehemaligen Bürgermeister

Pontranzo, wenige hundert Meter im Westen Sestinos, ist eine bescheidene hübsche Kirche. Sie steht an jenem Ort, der Juno geweiht war und hinter dem ein sanfter Erdbusen aus dem Boden ragt, der lange Zeit für einen Grabhügel gehalten wurde. Die Kirche ist von Eichen umstanden, den Eichen Dodonas? Zeus, Jupiter, der Gemahl, auch hier?

Sie sind keine völligen Heiden geblieben, diese Etrusker. In ihrer tiefsten Überzeugung sind Jesus ein Richter, Maria eine Gnadenmutter und jedes Schicksal vorbestimmt und unentrinnbar. Bei der Geburt legen die Sterne den weiteren Verlauf des Lebens fest, ob du glücklich, unglücklich, wissend, gesund oder ein Krüppel bleibst [29]. Den freien Willen begruben schon die sieben Meter Schnee, die den Benediktinern auf dem von ihnen bereits im 13. Jh. „eingenommen“ Sasso Simone das Leben verleiteten. Mittlerweile hat sich allerdings auch hier eine gewisse Scheu – mehr nicht – durchgesetzt. Das geheime Wissen wurde noch geheimer und sickert auch nach vielen Jahren persönlicher Bekanntschaft nur sehr zögerlich durch. Der Fremde wird fern gehalten vom Ur- oder Scheinwissen. Man befreit sich langsam, sehr langsam – trotz al-

lem – und ohne Zeugen. Die nicht vergehende Vergangenheit schlägt zuweilen groteske Wege ein.

Wer sich im Museum von Sestino umsieht, der gewahrt das Marmorhaupt eines römischen Patriziers, wohl etruskischer Herkunft. Es sieht dem ehemaligen Bürgermeister, Dr. Carlo Renzi, zum Verwecheln ähnlich (**Abbildung 20**). Auch 20000 Jahre zählten in der Somatik wenig, sagte mir ein russischer Anthropologe einmal in der Dordogne.

Wer durch Sestinos enge Straßen geht, dem fallen vielleicht die Distelköpfe auf, die er an die Haustüren genagelt findet. Es seien Barometer, denn die silbrigen Blüten dieser Strohlumen (*carlina anthifolia*) schlössen sich, wenn schlechtes Wetter naht. Stimmt – und stellt den Fragenden zufrieden. In Wahrheit aber sollen sich in den Tausenden feinen Härchen des Blüteninneren Hexen und Dämonen verhaspeln, wenn sie diese zählen. Und zählen müssen sie sie, sonst kommen sie nicht ins Haus [30].

Das Municipium liegt zwar nur zweieinhalb Autostunden von Rom. Wohnt man jedoch einem Gottesdienst bei, so erstaunt nicht nur der Geistliche, dem es nichts auszumachen scheint, wenn seine Schäflein während der Predigt einnicken, und dem eine entlaufene Karmeliterin assistiert, die ihre Schwestertracht ungestört weiterträgt und der er die Disziplin während des Hochamtes überlässt. Er kocht für sich selber, repariert die Kirche und gibt den Gläubigen die Hälfte des Almosens zurück, wenn ihm dieses über deren Einkommensverhältnissen zu liegen scheint.

Den Toten schließt man hier seit dem VIII. Jh. v. Chr. nicht nur die Lider, sondern auch den Mund, und weil sie Schatten wurden, ist ihnen der dunkle Baum heilig, die Zypresse, die auf keinem Friedhof fehlt.

Bis vor kurzem gebar man knieend, damit das Neugeborene als erstes die Kraft der Erde in sich aufnehme, sich mit ihr aussöhne und Freund der hier überaus häufigen chthonischen Boten der Unterwelt, der Schlangen (Vipern) würde [31]. Wie viel Kraft wohnt der Erde inne? Wer weiß es? Was will sie von uns, die wir von ihr alles wollen? Was teilt sie den Tieren mit, die in Eintracht mit ihr leben und fast allen Gefahren, die auch auf sie in der Natur lauern, auszuweichen oder zu trotzen gelernt haben? Was wissen wir, die vom Floh bis zum Wal nur den Begriff „Tier“ verwenden und eine Sprache sprechen, die nicht einmal der Individualität unserer Haustiere gerecht wird?

Ein eher schweigsamer Bauer und Viehzüchter erzählte mir, dass in seiner Herde eine Kuh (er nannte sie mit Namen, obwohl er dutzende besitzt) gekalbt hatte und dass das Neugeborene nach wenigen Tagen zugrunde gegangen sei, worauf das Muttertier einer anderen Kuh ihr Kalb weggenommen habe. Die Beraubte sei verschwunden, und erst nach zwei Tagen habe man sie tot aufgefunden. Der herbeigeholte Tierarzt stellte fest, dass sie an „gebrochenem Herzen“ gestorben war.

Eine weitere Begebenheit in dieser „anderen“ Welt schildert die Gefahr, in die sich begibt, wer mit ihren Dämonen (und diese wissen laut den Einwohnern viele Gestalten anzunehmen) zu enge Bande knüpft oder sich ihnen ohne ihre Einwilligung naht: Ein Ausländer, der vor einigen Jahren auf seiner Wanderschaft über die Wasserscheide des Appennin von Sestino nach *Caprese Michelangelo*, der Geburtsstätte des Genies, in ein schreckliches Unwetter geraten war, kam nie ans Ziel. Alles Suchen nach ihm war umsonst und, wenngleich von Jahr zu Jahr wieder aufgenommen, verlief es stets ergebnislos. Nach mehreren Jahren gab man schließlich auf.

Durch Zufall rettete sich vor nicht allzu langer Zeit ein Trüffelsucher Sestinos vor einem ähnlich heftigen Gewitter auf diesem ungewöhnlichen Weg in eine der zahlreichen Felshöhlen des Appennins und fand dort zu seinem Erstaunen ein Paar Männerstiefel ausländischen Fabrikates. Er erzählte im Ort davon. Neugierige gingen der Sache nach und holten das Schuhwerk. Jäger klärten das Rätsel, nachdem sie die Stiefel gesehen hatten und die Spuren an diesen. Ein Wildschwein hatte mit seinen Frischlingen die Höhle bewohnt, als der Unglückliche dort Schutz gesucht hatte. Das Muttertier hatte ihn nicht nur augenblicklich angegriffen und umgebracht, sondern im Folgenden aufgefressen – bis auf die Stiefel. Aber wer in Wirklichkeit war dieses Wildschwein? Eine strafende Göttin?

Der Apennin, vier oder fünf Autostunden von München, zwei von Rom, dreieinhalb von Mailand, ist nicht näher als alles unerreichbar Nahe.

Quellenverzeichnis und Anmerkungen

- [1] ATTI CONVEGNO DI STUDI STORICI 24 Ottobre 1993 Lokalität: LA ROCCA DI SASSO CORVARO im ASSESSORATO ALLA CULTURA (Comune di Sasso Corsaro)
- [2] ANTICHITA' PICENE dell' Abate Giuseppe Colucci, TOMO XXII DELLE ANTICHITA' DEL MEDIO, E DELL'INFIMO EVO, TOMO VII M.DCC.XCIII: Vita del Conte Federico da Montefeltro Duca II di Urbino. Vita di Guidobaldo Primo da Montefeltro Duca III di Urbino. IL ROSPO d'ORO di Marco Renzi (terza Tappa) Ed. DELFI 1978, pg 130-135
- [3] SESTINUM Regio VI – UMBRIA (Antonio Minto), Serie II, Volume I ISTITUTO DI STUDI ROMANI – EDITORE MCMXL-XVIII ITALIA ROMANA MUNICIPIE COLONIE (Collana diretta da G.Q.Giglioli e A. Minto)
- [4] APPENNINO TRA ANTICHITA E MEDIOEVO, ED. PETRUZZI, Collana VOLUSENUS Testi Studi - Sestino 4, Istituto di Studi e di Ricerche del-

la Civiltà Appenninica a cura di Giovanni Roncaglia, Angela Donati, Giuliano Pinto (2003)

- [5] siehe [3], pg 29
- [6] P.Ovid, N. op, Vol. IV, i fasti ac. F. Stok, Turin 1999, Vi 213, 218; pg 418-419 Querebam Nonas Sanco, Fidione referrem /an tibi, Semo Pater; tum mihi Sancus ait: ‘... cuiumque ex istis dederis, ego munus habebō / nomina terna fero: sic voluere Cures / Hunc igitur veteres donarunt aede Sabini / inque Quirinali constituere iugo...’
- [7] – [8] TERRENTIUS VARRO: Opere N.Traglia, Turin 1974, pg 92-94.... De lingua Latina, Bd 66: ‘Dius Fidius, Itaque indi eius perforatum tectum, ut ea videatur div, it est caelum. Quidam negam sub tecto per hunc deierare oportere. Aelius Dium Fidium diceb Diovis filium, ut Graeci Dioscoron Castorem, et putabant hunc esse Sanctum ob Sabina linguae et Herculem a Graeca’.
- [9] COLLANA DI STUDI E TESTI 7, LA RACCOLTA EPIGRAFICA SESTINATE a cura di Francesco Galli, ACCADEMIA RAFFAELLO – URBINO (1978)
- [10] “ORIGINE E SIGNIFICATO DEL NOME DI SASSO SIMONE”, Druckschrift, Francesco Vittorio Lombardi (Juli 2000, erhältlich: Antiquarium Sestino) – sowie – “Die Erkenntnis und das Heilige” Seyyed Hossein Nasr, Ed. Diederichs (1990), pg 219.
- [11] „L’UOVO DELL’ECLISSE TOTALE“ 12. August 1999, Lucemburgo. SESTINO, veröffentlicht in: Un Municipio sull’ Appennino, pg 92, progetto INFEA 2004.
- [12] Der Grundstein der Festungsstadt Sasso di Simone wurde am 14. Juli 1566 von Cosimo I Medici gelegt. Umliegende Gemeinden und Dörfer hatten die Maurer und Hilfsarbeiter zu stellen und je nach Bevölkerungsdichte einer bestimmten Anzahl künftiger „Städter“ die Unterkunft zu sichern. 1575 wurde die befestigte Stadt übergeben, bekam ihre Gerichtsbarkeit und sollte – und darin bestand die große Erneuerung – nicht mehr durch fremde Milizen, sondern durch die eigene Bevölkerung verteidigt werden. Schlechtes Baumaterial, Widerstand der Bevölkerung, Streitereien erschwerten den Fortgang des wohlgedachten Vorhabens, und ein strenges Klima tat das Seine dazu. Cosimo starb. Sein Sohn Francesco I baute hartnäckig weiter, und Regierungspalast, Vorratslager, Herbergen, Gasthäuser, Kloster, Kirchen, Zisternen und eine Hauptstraße entstanden. Die Zisternen lagen Cosimo I am Herzen. Er schrieb seinem Architekten Giovanni Camerino am 24. Juli 1566: „Die Zisterne ist überaus notwendig, denn ohne Wasser sind Festungen verloren, schreitet also fort, soviel in Euren Kräften steht“. Bis heute sind von den sieben Wasserspeichern, die bis zu 10 Metern tief und

- teils untereinander verbunden waren sowie ausgezeichnetes klares Wasser enthielten, nicht alle erforscht. Ein Meisterwerk, an dem teilweise bis zu 30 Steinmetze unter schwierigen Bedingungen arbeiteten und das man zum Teil heute noch unversehrt findet.
- [13] UN TORO CHIANTINO DI 2500 ANNI ORSONO, Franco Benucci – Maurizio Kovacevich. Chianina 2001, pg 27
- [14] – [15] DIE RÖMISCHE MÜNZE, HIRMER VERLAG MÜNCHEN John P.C.Kent, Bernhard Overbeck, Armin U. Stylow; pg 80
- [16] SESTINUM (SESTINO), ANTONIO MINTO, SERIE II, VOLUME I, ISTITUTO DI STUDI ROMANI – EDITORE MCMXL-XVIII, pg 27
- [17] siehe [16]
- [18] LA RACCOLTA EPIGRAFICA SESTINATE, a cura di FRANCESCO GALLI, ACCADEMIA RAFFAELLO – URBINO, COLLANA DI STUDI E TESTI 7
- [19] siehe [16]
- [20] APPENNINO TRA ANTICHITA E MEDIOEVO, Giovanni Roncaglia, Angela Donati, Giuliano Pinto. Ed. Petruzzi (2003), pg 103-105.
- 21) IN VIAGGIO COL GRANDUCA PIETRO LEOPOLDO SULLE VIE DELL' APPENNINO, Documenti dell' Archivio di Praga, Lucia Monelli Cotenna Ed. CREAAP (2002), pg 84-85
- [22] SESTINO, Dott. Giancarlo Renzi, Ed. SERGIO CONTI, pg 72-73.
- [23] IL RESTAURO DELLO STENDARDO DELLA MISERICORDIA DI SESTINO–1421,acuradiPAOLAREFICE. Quaderni“CiviltàAppenninica”, Sestino(2002)sowieMISERICORDIEdellaVALTIBERINA,AnnoVIII-Supplemento al Nr. 1 e 2, primo e secondo semestre (2001)
- [24] VIE ROMEE DELL' APPENNINO, CIVILTA APPENNINICA QUADERNO 1/1998 pg 76; IN VIAGGIO COL GRANDUCA PIETRO LEOPOLDO SULLE VIE DELL' APPENNINO.
- [25] SESTINO UN MUNICIPIO sull' APPENNINO, Progetto INFEA (2004), pg 46 e 47.
- [26] – [31] IL ROSPO D'ORO (Dal Montefeltro alla Valtiberina viaggio tra le magie ancora nascoste dell' Appennino). Dott. Marco Renzi. Editoriale Delfi, Arezzo (1978)

Im Land der Zimbern – Deutsche Sprachinseln in Italien*

VON WIDMAR PUHL

Mit zitternder Greisenstimme sitzt der alte Mann vor mir und singt. Der Sänger heißt Igino Rebeschini und trägt den zimbrischen Spitznamen „Fikkhinar“. Das bedeutet in seiner Sprache „Der mit den vielen Kindern“. Er sang immer gern, früher auch Trinklieder. Jetzt ist er 87 und nicht mehr gesund, da fallen ihm zuerst die frommen Lieder ein.

*„Benne in saatom ballett ´s maal,
ist ditzan, Muutar, ´s main gapéetach:
Mach guut un hoolik de main zéela hia,
grüssadich Maria, grüssadich.*

*Un benne me lassten me main galéebach,
un boar me Gott, gheban de zeela:
ich khöde noch in de agonia:
grüssadich Maria, grüssadich“.*

Wenn in Schatten fällt der Abend
ist dies, Mutter, mein Gebet:
Mach gut und heilig meine Seele schon hier
grüß dich, Maria, grüße dich.

Und wenn ich einst mein Leben muss lassen
und meine Seele Gott übergebe,
sag ich im Totenkampf noch
grüß dich, Maria, grüße dich!

Igino Rebeschini Fikkhinar ist der Wirt des Gasthofes „Albergo All’ Amicizia“ – der „Herberge zur Freundschaft“, siehe **Abbildung 1**, in Roana, einem kleinen Dorf nicht weit von Vicenza in den südlichen Ausläufern der Dolomiten. Der alte Mann ist einer der Letzten hier, die noch Zimbrisch sprechen – den altertümlichsten deutschen Dialekt, ein bayerisches Mittelhochdeutsch mit Anklängen ans Tirolerische und vielen italienischen Lehnwörtern. Die aussterbende Minderheit der Zimbern lebt seit 1.000 Jahren in den Bergen zwischen Trient, Vicenza und Verona. Aber nur noch wenige kennen die alten Märchen, Sagen und Lieder.

* Erstveröffentlichung als Hörfunksendung im SWR2 Wissen am 08. Februar 2011. Bei allen kursiv gedruckten Passagen handelt es sich um originale Rede.



Abbildung 1: Albergo All' Amicizia in Roana

Der Reisebericht „Die fröhlichen Untergeher von Roana“ von Karl Markus Gauß hatte mich neugierig auf die Zimbern gemacht. Sie leben in drei verstreuten Bergdörfern weit südlich der deutsch-italienischen Sprachgrenze bei Salurn: Lusern bei Trient, Roana auf der Hochebene von Asiago (im Gebiet der einstigen „7 Gemeinden“) und Giazza unweit von Verona (im Gebiet der ehemaligen „20 Gemeinden“).

Mein erstes Ziel ist Lusern, italienisch Luserna, 40 Kilometer südöstlich von Trient im Etschtal; das größte noch existierende Dorf der Zimbern. Von den rund 300 Einwohnern verstehen oder sprechen relativ viele Deutsch. Steil geht es vom Etschtal in die Berge hinauf, über enge Schluchten, durch unbeleuchtete Tunnel und geisterhaft leere Ortschaften, die auf keiner Übersichtskarte stehen. Gegen Abend erreiche ich Lavarone, nur noch 17 Kilometer von Lusern entfernt. Aber wegen einer Umleitung geht es nicht weiter. Drei Einheimische, die ich frage, können mir nicht sagen, wie ich nach Lusern weiterfahren muss – seltsam. Als ich schließlich ankomme, ist es stockdunkel. Das Dorf liegt so versteckt, dass es nicht einmal den Faschisten Mussolinis gelang, die Gegend „ethnisch zu säubern“ wie im übrigen Südtirol. Hier war Partisanenland.

Wie isoliert Lusern ist, wird mir am nächsten Morgen auf dem Friedhof klar. Fast jeder hier trägt den Nachnamen des örtlichen Clans: Nicolussi Zatta, Nicolussi Gollo, Nicolussi Galeno, Nicolussi Rosso. Seit Jahrhunderten heiraten die Männer der Zimbern Italienerinnen. Das zeigt jeweils der zweite Familienname.

Lusern, vom Tal aus nicht zu sehen, befindet sich 1300 m hoch auf einem Berggrücken in der Nähe gewaltiger, zerschossener Festungsanlagen aus dem Ersten Weltkrieg. Am höchsten Punkt des Buckels, versteckt im Wald, liegt Campo Lusern. Heute ist die Ruine des österreichisch-ungarischen Forts eine Gedenkstätte. Hier verlief im Ersten Weltkrieg die Front zwischen den Österreichern und Italienern; auf der anderen Seite des Tales stand italienische Artillerie. Wegen der Kämpfe wurden die Luserner im Ersten Weltkrieg aus ihrer Bergheimat evakuiert. Bei der Rückkehr fanden sie nur noch Schutthaufen vor und bauten ihr Dorf mühsam wieder auf. An klaren Tagen blickt man von hier aus weit über das Etschtal in die Dolomiten, siehe **Abbildung 2**.

Pfingsten 2010: Enkel zimbrischer Auswanderer, die heute im österreichischen Bundesland Vorarlberg leben, erkunden den so genannten Mythen-Wanderweg rund um Lusern. Schautafeln und Figuren erinnern an die alten Mythen, Sagen und Märchen der Minderheit. Ich begleite Daniel Nicolussi, den Organisator der Busreise. Der junge Familienvater aus Dornbirn hat sich schon früh dafür interessiert, wo sein Großvater herkam – und warum der Luserner verlassen musste. Seit Jahren hält er Kontakt mit der Heimat seiner Vorfahren; übers



Abbildung 2: Blick von Lusern an einem Frühlingsmorgen

Internet und durch eine Luserner Zeitschrift für alle Nicolussis im In- und Ausland. Daniel: *„Es ist ein sehr persönliches, ein sehr großes Anliegen, meinen Kindern auch zu vermitteln, wo sie ursprünglich ihre Wurzeln her haben. Warum die Leute hier und ihre Urgroßeltern, woher die stammten und wie die gelebt haben hier. Und wenn wir diese Möglichkeit, diese Chance nützen, ihnen die Möglichkeit geben, auch zu verstehen und zu erfahren, warum, wieso, weshalb, dann hab ich schon das Gefühl, dass das Verständnis auch untereinander viel besser funktioniert“.*

Um die schrumpfende Gemeinschaft zu stärken und die Wirtschaft im Dorf zu fördern, veranstaltet die Gemeinde Lusern regelmäßig Treffen mit ausgewanderten Zimbern und ihren Nachkommen. Viele reisen aus Deutschland, Österreich und den USA an – oder nur aus Trient, Vicenza oder Verona. Der Bürgermeister des Dorfes hat sogar in Tschechien, Frankreich und Spanien Nicolussis gefunden. Daniel, der Vorarlberger, hat seine Frau auf dem ersten großen Zimberntreffen in Lusern kennen gelernt. Er versteht etwas Zimbrisch, aber er spricht die Sprache nicht. Trotzdem sind die Ausflüge hierher für ihn, aber auch für seine Frau und seine Kinder, ein großes Familientreffen.

Daniel: *„Wenn wir hier nach ein paar Tagen wieder abreisen, dann werden sie in zwei-drei Monaten oder einem Jahr wieder zu mir kommen und sagen: Papa, können wir nicht noch mal, oder hast du was organisiert, oder können wir nicht noch mal herkommen? Da war es schön, da hat es uns gefallen. Wir möchten noch einmal zu Besuch kommen“.*

Immer wieder stoßen die Wanderer im Wald auf Überraschungen: Große, aus toten Bäumen geschnitzte Drachen erinnern an Sagen von Fabelwesen, die hier früher gelebt haben sollen, siehe **Abbildung 3**. Ein kleines Steinhaus macht für die Kinder das Märchen von Tüsele Marüsele lebendig, einem kleinen Mädchen, das in so einer Hütte einer bösen Großmutter begegnete, eine Erzählung mit Elementen aus Rotkäppchen und Rapunzel. Eine Tafel erzählt von der weisen Frau Perthega. Bei den Zimbern bringt nicht der Storch die Kinder, sondern die Frau Perthega, liest Daniel vor:

„Diese wohnt im Loch von Urschen, in den oberen Leiten. Das Loch von Urschen – also die Mehrzahl von die Holzrinne, oder – ist eine Höhle, und da werden die Kinder in kleine Fässer aufbewahrt. Also wenn jemand ein Kind wünscht, so verständigt man sich mit der Frau, deren Aufgabe es ist, die Kinder zu holen. Diese geht dann gewöhnlich in der Nacht zum Loch, von der Urschen. Auf einem Steig, der oberhalb von der Höhle vorbei führt, bleibt sie stehen und ruft hinunter. Die Frau Perthega, welche sie an der Stimme erkennt, steigt herauf und bringt ihr ein Kind“.

In den Bergen zwischen Etsch und Brenta lebten noch vor zwei Jahrhunderten 20.000 Menschen, die „zimbrisch“ sprachen. Woher kamen sie?



Abbildung 3: Drachenfigur auf dem Luserner „Mythenwanderweg“

Die älteste von vielen Theorien besagt, sie seien Nachfahren jener Zimbern und Teutonen von der – heute dänischen – Halbinsel Jütland, die bis ins Jahr 101 vor Christus das antike Rom bedrohten. Nach ihrer vernichtenden Niederlage könnten einige Überlebende hier in den unzugänglichen Bergen Zuflucht gesucht haben. Aber es gibt keine Dokumente, die das beweisen.

Theorie Nummer zwei ist die Langobarden-Hypothese. Dialektforscher stützen sich dabei auf ein Buch des mittelalterlichen Geschichtsschreibers Paulus Diaconus über diesen Germanenstamm. Er eroberte während der Völkerwanderung Norditalien. Und über Paulus Diaconus sagt der Salzburger Zimbernforscher Remigius Geiser: *„Er schreibt, dass die langobardische Burg Zimbra – die gibt es heute noch, diesen Ort, der heißt jetzt Cembra, ist also fast das gleiche. Es liegt nordöstlich von Trient – dass diese langobardische Burg im Jahr 590 von den Franken erobert wurde. Und die Burgbewohner mussten fliehen, in die Berge südöstlich von Trient, also in die heutigen zimbrischen Gebiete. Und*

später, als die Langobarden, im großen Umfang langobardische „Arimannen“, also Wehrbauern, dort ansiedelten, wurde aber der Name der langobardischen Erstbesiedler dort übernommen“.

Die dritte Theorie ist am besten belegt. Danach stammen die Zimbern von bayerischen Siedlern ab, die seit dem 10. Jahrhundert einwanderten. Im Jahr 952 wurde dem Herzogtum Bayern auf dem Reichstag zu Augsburg das langobardische Herzogtum Friaul zugeschlagen – mit den Markgrafschaften von Verona, Istrien, Aquilea und Trient. Damals reichte ein mehr oder weniger einheitlicher Sprachraum von Bayern und dem Bodensee über die Ostschweiz bis weit nach Österreich und Norditalien. Viele Dokumente belegen die engen Beziehungen der Bistümer von Trient, Vicenza und Verona im Süden der Alpen zu Freising und Benediktbeuren im Norden. Um das Jahr 1040 mussten ganze Dörfer wegen einer Hungersnot das Klosterland zwischen Ammer und Isar verlassen und zogen nach Süden. Sie waren gute Zimmerleute, mittelhochdeutsch „Zimbar“. Viele lebten auch als Holzfäller und Köhler.

*„Darnach viertausing jaar,
as dare Adam ist gabest,
ist khemmet vomme hümmale af diesa belt
das ünjar liibe Gott.“*

Nach viertausend Jahr
nachdem Adam gewesen ist,
Kam vom Himmel auf diese Welt
unser lieber Gott.

Das Lied „Darnach“ war in der Gegend von Roana schon um das Jahr 1500 bekannt. Das älteste Buch in zimbrischer Sprache ist ein Katechismus aus dem Jahr 1602. Bischof Mark Cornar von Padua schrieb ihn. Wegen der Kürze von 79 Seiten beneiden viele Glaubensbrüder die Zimbern um diese Christenlehre. Und das Vaterunser kann man sogar ohne Übersetzung verstehen:

*Ögnar Vaatar, ba pist in hümmel,
sai gahòolighet dar dain naamo,
az khèmmè dar dain Régno,
sai gamàcht bia du bill, bia in hümmel, asò in d' èerda.
Ghìtzich haiüte z ögnar pròat von allen taaghen,
vorghit ozàndarn d ögnarn sünte
bia brandare vorghèban bèar hatzich offéndart,
mach az bar nèt vallon in tentaziun,
ma liberaar-sich von allen beetighen.
Amen.*

(Zitiert nach dem aktuellen Messbuch “Messale cimbro”)

Das älteste Siedlungsgebiet der Zimbern liegt auf der Hochebene von Asiago bei Vicenza. Diese so genannten 7 Gemeinden, ihre Geschichte und ihre Sprache erforscht Remigius Geiser aus Salzburg. Etwa 600 Jahre lang, bis Napoleon Bonaparte die Republik Venedig eroberte – die Schutzmacht der Zimbern – lebten die Zimbern so frei wie die Schweizer, so Geiser: *„Das wissen die allerwenigsten: dass es auch eine zweite autonome Alpenrepublik gab, eben die Republik der 7 Gemeinden der Zimbern. Und weil eben die am meisten Autonomie hatten, haben sie natürlich ihre Sprache am besten ohne äußere Einflüsse erhalten können, und darum ist das Zimbrische der 7 Gemeinden dasjenige, das dem Althochdeutschen am nächsten kommt“*.

Die Zimbern lieferten Holz für die Kriegs- und Handelsflotten von Venedig, dessen Umgebung schon im Mittelalter abgeholzt war. Sie brannten Holzkohle und verhütteten Eisenerz, das in einigen Nachbartälern abgebaut wurde – auch das war in Venedig begehrt und brachte gutes Geld. Außerdem waren die Zimbern Wehrbauern, die bei den Langobarden „Arimannen“ oder „Heermänner“ hießen, sagt Geiser: *„Sie haben die Grenze Venedigs nach Norden verteidigt und waren auch aus diesem Grund unentbehrlich und wurden deswegen mit Privilegien ausgestattet: Eben diese weit gehende Selbständigkeit, Autonomie. Sie waren auch befreit von jeglicher Art von Steuern, hatten sogar Privilegien, ihre Herden im Winter in die Ebene hinunter zu treiben, damit sie dort Futter finden. Also den Venetianern waren die Zimbern schon einiges wert“*.

Lusern, hoch über Trient, ist das jüngste Zimberndorf. Es wurde hauptsächlich von den venezianischen Zimbern besiedelt und gehörte lange zu Tirol. Die erste Urkunde, die Lusern namentlich erwähnt, ist ein Kaufvertrag aus dem Jahr 1442. Der Pfarrer, der heute die Messe liest, ist kein Zimber oder Tiroler mehr, sondern Italiener und fährt aus dem Nachbardorf Lavarone herüber, wo inzwischen auch die Grundschule für die wenigen Kinder von Lusern steht. Der Kirchenchor singt italienisch und lateinisch.

Nicht weit von der Kirche führt die hübsche Valentina Nicolussi Castellej Besucher durchs Zimbernmuseum von Lusern – ein Studententjob. Das „Haus von Prück“ oder „Brückenhaus“ besteht aus zwei restaurierten Gemäuern mit einem Torbogen – der Brücke – in der Mitte. Hier wird gezeigt, wie die Zimbern im 18. Jahrhundert gelebt haben; im Erdgeschoss Ställe für Ziegen und Schafe, im ersten Stock die Küche mit offener Herdstelle und ein Wohnraum, darüber die Schlafstuben. Selbstbewusst stellt sich Valentina auf Zimbrisch vor: Sie ist 20 Jahre alt, studiert Deutsch und Englisch in Trient und liebt ihre Heimat. Die Geschichte ihrer Vorfahren in Lusern ist ihr wichtig: *„Ich hoafße Valentina von Castellej, ich hon 20 Jahr und lebe z’Lusern. Und studiar Deitsch un Inglese an de Universitá. Ik globe, ke biar jongen von londt halten gearn unsar lont und wir latten lebn da, ja. Ich globe, es is wichtig, z’kennen die Storia von*

meine Leit, un dass bia selber kenntat Lusern und die Leit, wo da han gelebet z`Lusern vor Jahrtrag“.

Wie ihre Eltern möchte sie hier leben, heiraten und Kinder haben. Ist Lusern nicht eine Art Freilichtmuseum einer sterbenden Sprache? Sie reagiert erstaunt auf die Frage: *„Viele Leute sagen, dass zimbrische Sprache ist eine Sprache, die bald sterben wird. Aber ich glaube, dass wenn die Leute sie sprechen und lernen, nicht nur in der Familie, sondern in der ganzen Region, kann diese Sprache leben, und es ist eine wichtige Sprache! Wir müssen sie unterstützen, und Zimbrisch ist meine Sprache. (lacht) Ich bin stolz, zimbrisch zu sprechen“.*

Manchmal ist es ein Dichter, der ein kleines Volk oder eine kleine Sprache bekannt macht in der Welt. Manchmal ist es ein Musiker, wie Hubert von Goisern, um nur ein Beispiel aus dem alpinen Raum zu nennen. In Lusern ist es ein Chor; der „Corale polifonica cimbra“. Und bei jedem seiner Auftritte in ganz Europa singt er eine inoffizielle Hymne der Luserner Zimbern: *„Lusern“*.



Abbildung 4: Der Texter der „Nationalhymne“ von Lusern, Adolf Nicolussi Zatta

„An hoachan baitn perge,
bisan ezan nun balt,
a groasa sunn in hümbel
hat dizza khlumma lant.
Ganz vort bait ó vo aln,
a zung hats ó vor is,
da redetma das zimbar,
da steata mai Lusérn.

„Einen hohen breiten Berg
Wiesen, Weiden und Wald
Eine große Sonne im Himmel
Hat dieses kleine Dorf.
Ganz weit fort von allem.
Eine Sprache hat es auch für sich:
Hier redet man das Cimbar:
Hier steht mein Lusern.

*I grüaste maine huamat,
i grüaste mai Lusern,
hät moche bidar vort gian,
bartede bidar seen?
Ma i gedenkte herta,
bobrall bo de bart gian,
ombrom ja propio nindart
is shümme as be ka diar.”*

Ich grüße dich meine Heimat,
Ich grüße dich mein Lusern.
Heute muss ich wieder fortgehen.
Werd ich dich wiedersehen?
Aber ich denke immer an dich
überall wohin ich gehen werde,
denn wirklich nirgends
ist es schön wie bei dir.“

Das Lied „Lusern“, auch im Studio auf CD gesungen vom Corale polifonica cimbra, ist die „Nationalhymne“ von Lusern. Der Text stammt von Adolf Nicollussi Zatta (72), siehe **Abbildung 4**. Heute schreibt der alte Mann traurige Verse über seine wachsende Einsamkeit: „Nebel“

„Über Steiglein,
durch die du, Mutter, und andere Frauen
so oft bis in die Leiten unterhalb der Felsen
um Gras zu holen, als Futter für die Kühe,
hingegangen seid,
und wo wir Kinder unsere Ziegen auf die Weid gebracht haben,
jetzt steigt der Nebel
und deckt die ungemähten Wiesen,
die ungesetzten Äcker, voll von Dornen und Bürstengrasgewucher.
Du, Mutter, bist bis dort unten hingegangen,
denn oberhalb reichte das Heu nicht für unsere Kühe.
Jetzt ist fast alles ungepflegt.
Die Ställe sind leer, und noch schlimmer:
Die Häuser sind leer geworden.
Erinnerst du dich Mutter,
wenn wir durch die Weiden gegangen sind:
wir hatten das Gefühl, auf einen Teppich zu treten.

Es ist nicht mehr das Gleiche.
Sind wir noch imstande, unsere Heimat zu erhalten,
zu pflegen, zu schützen?
Werden andere hier,
wo sie keinen Samen gestellt haben, ernten?
Eil dich Nebel, und deckt diese Schande von heute.
Lass mir die Mutter,
und an ein Dorf voller Leute denken.
Aber wenn du dich auflöst, Nebel,
gestatte der Sonne, Licht Gottes, wieder
die Herzen der Leute von Lusern zu wärmen.“

Luigi Nicolussi (**Abbildung 5**) hat lange in München gearbeitet. Dann stemmte er sich 25 Jahre lang als Bürgermeister von Lusern gegen die Auswanderung und das langsame Sterben des Dorfes. Lebhaft erinnert er sich, wie Lusern fast ein Drittel seiner 650 Einwohner verlor, vor allem die jungen: „*Von 1967 bis 81 sind 200 Leute ausgewandert. Und da war nicht nur die Zahl sehr groß, sondern das war eine ganze Generation. Der Grund: Hier hat es eine Schulreform gege-*



Abbildung 5: Ehemaliger Bürgermeister von Lusern, Luigi Nicolussi Castellan

ben. Bis zum 15. Lebensjahr besuchen die Kinder dieselbe Schule. Nicht Hauptschule, Realschule, Gymnasium, sondern einheitliche Mittelschule. 67 gab es hier die ersten Kinder, die eine fortführende Schule oder Berufsschule hätten besuchen können. Aber mit dem Bus hätten sie um 5:45 früh abfahren müssen, um abends um 8 zurück zu sein; unzumutbar. Und da sind die Familien ausgewandert, ins Tal, nach Trient oder Rovereto, um den Kindern eine Ausbildungsmöglichkeit zu geben und auch bessere Chancen für eine Arbeit, denn hier gab es keine.“

Luigi Nicolussi, genauer Luigi Nicolussi Castellan, hat durchgesetzt, dass die Trentiner Provinzregierung eines der leerstehenden alten Häuser in Lusern zu einem zimbrischen Kulturinstitut mit drei Teilzeitstellen machte. Außerdem leitet er das zimbrische Dokumentationszentrum hier, mit noch einmal anderthalb Stellen: *„Jedes Jahr machen wir ständig eine große Ausstellung. Voriges Jahr war das Thema „Spielzeuge in den Dolomiten“, davor ging es um Trachten und Kleider aus den Dolomiten oder dem Ersten Weltkrieg – und natürlich, das ist nützlich für unsere Wirtschaft. Einige Räume haben wir als Museum eingerichtet; einer über den Ersten Weltkrieg, einer über unsere Geschichte und Identität, ein anderer über die vorgeschichtliche Zeit – denn vor 3200 Jahren ist hier Kupfer geschmolzen worden, und wieder ein anderer über die Tiere der Hochebene.“*

In Lusern gilt nicht das gleiche Hofrecht wie in Südtirol, wo der älteste Sohn den ganzen Hof erbt. Hier gilt Realteilung, und das Land der Bauern zersplittert mehr und mehr. Schon lange sind viele Männer im Hauptberuf Handwerker und Saisonarbeiter, im Winter an einem Skilift, im Sommer auf dem Bau. Frauen und Kinder betreiben die kleine Landwirtschaft.

Oft singt Adolf Nicolussi Zatta, der Dichter der Luserner Zimbern, seine alten Lieder vor Leuten, die ihn nicht mehr verstehen, obwohl das zimbrische Kulturinstitut in Lusern gerade mit Zuschüssen der Provinzregierung von Trient eine aufwändig gemachte Grammatik auf Zimbrisch und Deutsch gedruckt hat. Sie regelt Aussprache und Schreibweisen für den Schulunterricht in allen Zimberndörfern. Doch Adolf Nicolussi fühlt seine Kompetenz als „native speaker“ übergangen und resigniert: *„Für wen sollte ich schreiben, wenn auch die Leute, die nicht alle die Universität besucht haben oder besuchen, wenn die Leute nicht imstande sind zu verstehen.“*

Gustav Nicolussi Paulaz ist Rentner und besucht jeden der Heimatabende mit Adolf, dem Dichter. Sein ganzes Arbeitsleben hat er bei der Süddeutschen Kühlerfabrik Behr in Stuttgart verbracht – und jeden Urlaub in Lusern. Inzwischen nimmt er an Zimbrisch-Seminaren der Universität Trient teil und engagiert sich für diese Sprache: *„Es gibt große Diskussionen, und ich freue mich darüber, weil das bedeutet, dass auch ein großes Interesse da ist. Ob jemand die „Wurzel“ mit „S“ (Wursel) oder mit „Z“ (Wurzel) schreibt, ist nicht so wichtig. Wich-*

tig ist, dass unter den Leuten diskutiert wird und dass Interesse da ist. Denn die Sprache muss sich weiter entwickeln.“

Noch vor 20 Jahren, erzählt Gustav, hatten sie in Lusern die Hoffnung verloren, dass dies gelingen könnte. Inzwischen sieht es besser aus: *„Wir haben begriffen, welchen Wert die Sprache und Kultur unserer Vorfahren hat. Und wir sind stolz, die zimbrische Sprache erhalten zu haben. Wir bemühen uns sogar, auch alte Wörter, die nicht mehr verwendet werden, wieder einzuführen.“* Ein Beispiel zeigt aber auch, dass die Einheimischen dabei auf Widerstände stoßen: *„Für das Wild (Gewild) haben wir die zimbrischen Wörter „Haas“ und „Hirsch“. Dem Reh geben wir nur einen italienischen Namen; wahrscheinlich gab es früher keine oder nur selten Rehe auf der Hochebene, deshalb sagen wir „Caparjöl“, und das stammt vom italienischen „Capriolo“, ist also ein italienisches Lehnwort. Wir nennen auch den Jäger „Cazzador“. In der Universität von Trient, wo ich mit anderen Lusernern dieses Seminar besuche, habe ich vorgeschlagen, den Wilderer wieder wie früher „Bildarar“ zu nennen, aber die lasen es nicht zu, weil es ein deutsches Wort ist.“*

Obwohl die Rechte der Minderheiten in der autonomen Provinz Trient seit 2001 Verfassungsrang haben, sind noch alte Ressentiments lebendig. Die Zimbern selbst entscheiden zu lassen, wie sie ihre Kultur pflegen wollen, fällt auch einer wohlwollenden Kulturförderung manchmal schwer. Immer wenn es um die nationale Identität ging, saßen die Zimbern auf tragische Weise zwischen allen Stühlen: Als Garibaldi die italienische Nation erkämpfte, schlossen sie sich seinen Truppen an, aber dafür war ihnen die Feindschaft der norditalienischen Stadtstaaten sicher. Der österreichisch-ungarischen Monarchie galten sie als unsichere Kantonisten, die Jahrhunderte lang zu Venedig gestanden hatten. Als die Südtiroler zur Zeit des Faschismus vor die Option gestellt wurden, „heim ins Dritte Reich“ zu ziehen oder die deutsche Sprache und Kultur aufzugeben, galt diese Option nicht für die Zimbern. Trotzdem warben Nationalisten beider Seiten um sie. Politisch ging ein Riss durch viele Zimbernfamilien, die auf Mischehen beruhten. Deswegen, und wegen ihrer Geschichte, trauten unterm Strich weder die Nationalsozialisten noch die Anhänger Mussolinis den Zimbern. Bis 1945 war ihre Sprache verboten. Adolf Nicolussi wurde, wie viele andere Luserner, im Zweiten Weltkrieg zwangsweise nach Tschechien umgesiedelt. Aber auch später, so der Dichter, gab es noch Diskriminierung: *„Die Sprache muss gebraucht werden, damit sie überleben kann. Und wenn die Leute Schwierigkeiten haben, dann überlebt sie bestimmt nicht. Bis vor 20 Jahre hatten die Jungen von Lusern außerhalb des Dorfes fast immer Angst, dass man wegen ihrer Sprache auf sie herabsah – als ob wir Menschen mit einer minderwertigen Kultur wären.“*

Jetzt gibt es zwar wieder Schulunterricht (siehe auf **Abbildung 6** die alte Grundschule in Lusern) in zimbrischer Sprache, aber die Kinder der Zim-

bern lernen in einer italienischen Umgebung, die Welt auf Italienisch zu benennen. Die Zahl der italienischen Lehnwörter, für die es eigene zimbrische Wörter gäbe, wächst. Viele sagen zum Beispiel, dass ihre Vorfahren „agricoltorn, pastorn ont carbonai“ waren und nicht „pauern, hirtn ont köuler“. Adolf Nicolussi (Jahrgang 1938): „In meiner Zeit, in den 40er Jahren, waren 100 Kinder in der Grundschule. Heute sind es noch 4 oder 5. Die Kinder meiner Tochter, die nicht in Lusern wohnen, sondern bei Trient, „beherrschen“ die Sprache nur noch passiv, obwohl meine Tochter und ihr Luserner Mann zu den Kindern zimbrisch sprechen – aber sie antworten auf Italienisch. Denn sie haben den Kindergarten und die Schule auf Italienisch besucht.“

Wie viele Kinder wachsen überhaupt noch in die zimbrische Sprache hinein? Mit Unterricht allein löst man das Problem nicht, meint Sieghard Gamper, der Minderheitenbeauftragte der autonomen Provinzen Trient und Südtirol: „Es gibt sehr viele Familien, wo es Mischehen gibt, und da kann man nicht von vornherein sagen: Die wachsen jetzt in einer zimbrischen Welt auf. Ganz bestimmt nicht. Darum müssen die öffentlichen Institutionen da sein und dafür sorgen, dass das Zimbrische erhalten bleibt. D.h. dass man Freizeitangebote schafft, aber auch im Schulbereich, Kindergartenbereich usw. sehr viele Initiativen entwickelt. Das geschieht zur Zeit, und man hat damit auch sehr viel Erfolg.“



Abbildung 6: Grundschule in Lusern – heute geschlossen

Das beste Zimbrisch, meint der Zimbernforscher Remigius Geiser, spricht der eingangs schon erwähnte, pensionierte Lehrer und Gastwirt Iginio Rebeschini Fikhinnar in Roana. Er ist einer von 50 bis 100 Zimbern mit aktiver Sprachkompetenz, die es auf der Hochebene von Asiago bei Vicenza noch gibt, und er ist der einzige, der außer Italienisch und Zimbrisch auch noch etwas Deutsch spricht. In seiner Gaststube trägt der alte Mann die seltsame Fabel „Der Bär“ (Dar peero) vor, die mich daran erinnert, dass der so genannte Problembär Bruno von hier stammte, den man dann 2006 in Bayern waidgerecht erlegte: *„An botta ich un an andarar Main saint gant au in balt petanandar tzo hiiütan d’ööben. As morgasen vriiün haba bar alasst ghéenan d’ööben aus me stalle un haba se gat-raibet au in balt. Un denne ist khent aussar von anara sbrikken an groassar péero un hat gasnappet an ööba vomme main kselle un hat se me gavüart inn in de sain sbrikken un hat se ghesst. Un bar andare haba se saldo gasüüchet, amb- rumme diisa ööba hat gahat umme in hals an schéлле. Un bia dar péero hat se ghesst, s’chéлле hat gagillet un aso sain bar gant un haba gavunnet diisa ööba schiir ghesst alla. Un diisar péero vomme khlupfe ist inkant au fan an voich-ta. Un dar péero hat saldo galüünt un dar main ksell hamme gajukhet abar ’s sain rökhle. Un asó hat diisar péero gamoant, haban in mann, un ist inkantn au*



Abbildung 7: Brücke nach Roana

vor in balt un hat gapracht naach´s rökhle.“ „Einmal ging ich mit einem Freund in den Wald hinauf, um Schafe zu hüten. Früh am Morgen ließen wir die Schafe aus dem Stall und trieben sie in den Hochwald. Da kam aus einer Felsspalte ein großer Bär, schnappte sich ein Schaf meines Freundes, brachte es in seine Höhle und fraß es. Und wir suchten nach dem Schaf, denn es hatte eine Glocke um den Hals. Und wie der Bär es verspeiste, läutete das Glöckchen. Wir gingen ihm nach und fanden das Schaf schier ganz aufgefressen. Und der Bär lief vor Schreck ein großes Felsband hinauf und davon. Auch mein Freund flüchtete, indem er eine Fichte erklimmte. Der Bär kam zurück und brüllte immerzu. Da warf ihm mein Freund seine Jacke hinunter. Der Bär meinte, den Mann zu haben, ging in den Wald und zog den Rock nach.“

Igino Rebeschini war ein beliebter Lehrer in Roana. Auch als wir miteinander reden, schauen noch ehemalige Schüler herein, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber wenn er sich für die zimbrische Sprache seiner Vorfahren einsetzte, erzählt er, dann beschwerten sich die Mütter der Schüler: „*Was wollen sie hier Zimbrisch lehren?*“ fragte ihn eine: „*Die Kinder müssen Italienisch lernen, nicht Zimbrisch!*“ So sprechen die Jungen inzwischen die Sprache ihrer Vorfahren kaum noch. Nur eines ist noch lebendig, meint der alte Mann – die vielen Flurnamen: Oberleitn, Hoacheck, Oberwiesen, Hüttn, Untaräut und Obaräut, Vielgereuth, Untartrögar und Obertrögar, Bärenbrunn, Oberhäusar, Schaff-Kugla. Das klingt tatsächlich wie in Tirol.

In Giazza bei Verona, heute ein Ortsteil von Selva di Progno, steht das schönste der Zimbern-Museen: Das Bücherhaus für alte deutsche Rede oder „Puachar Haus. Ume Altaz Taucias Garaida“. Für die Italiener trägt es die Aufschrift „Museo Biblioteca“, und für deutsche Besucher heißt es offiziell „Althochdeutsches Kulturhaus“. Dort gibt es eine große Bibliothek, die anschaulich macht, dass die zimbrische Sprache vielleicht aus dem Alltag verschwindet, keineswegs aber aus der Literatur. Erstaunlich regelmäßig veröffentlichen Zimbern und Nicht-Zimbern Wörterbücher, Grammatiken, Fabeln und Märchen, Erzählungen und Poesie, inzwischen mit staatlicher Förderung.

Manche Zimbern nennen sich „Mischmasch-Menschen“: Sie sprechen und denken in mehreren Sprachen gleichzeitig. Sie sind eine deutsche Minderheit, umgeben von einer italienischen Mehrheit. **Abbildung 7** zeigt symbolisch die Brücke nach Roana. Wer die Zimbern besucht, lernt eine sehr spezielle Art europäischer Integration kennen. Die Zimbern werden immer weniger, aber ihr Stolz auf die eigene Identität ist ungebrochen.

Liste der verwendeten Literatur:

Ermengildo Bidese (in collaborazione con Iginò Rebeschini e Mario Martello): “I Cimbri die sette comuni – Corso di lingua Cimbra, Glossario Cimbri-Italiano“, Asiago 2001
 Sergio Bonato, Aldo Menti und Pierangelo Tamiozzo (Hrsg.): „Canti Cimbri dei Sette Comuni – Cimbrische Lieder von Sieben Gemeinden“, Instituto di Cultura Cimbra, Roana (Vicenza), um 1980 (ohne exaktes Datum)

Sergio Bonato (Hrsg.): *Le fiabre Cimbre del Vecchio Jeckel / Die Fabeln des Gevatter Jekkelle*. Instituto di Cultura Cimbra di Roana (Vicenza), um 1982 (ohne exaktes Datum)
 Karl-Markus Gauß: „Die fröhlichen Untergeher von Roana. Unterwegs zu den Assyren, Zimbern und Karaimen“, Wien 2009

Maria Heigl: „Cimbrisch-Bayerische Siedlungen am Südhang der Alpen“, Schriftenreihe des Cimbern-Kuratoriums München 1974

Karin Heller, Luis Thomas Prader, Christine Prezzi (Hrsg.): „Lebendige Sprachinseln. Beiträge aus den historischen Minderheiten in Italien“, Dokumentationszentrum Lusern 2009

Luca Panieri (Hrsg.): „Bar lirnen z’schraiba un zo reda az be biar – Grammatik der zimbrischen Sprache von Lusern“, herausgegeben von der Arbeitsgruppe “Zimbrische Grammatik”, eingesetzt mit Beschluss des Regionalausschusses der Autonomen Region Trentino-Südtirol vom 14. Dezember 2005, bestehend aus folgenden Personen: Luca Panieri, Monica Pedrazza, Adelia Nicolussi Baiz, Sabine Hipp, Christina Pruner), Kulturinstitut Lusern, 2006

Christian Prezzi: „Die zimbrische Sprachinsel Lusern. Einblick in die südlichste der deutschsprachigen Gemeinden“, 2006

Anthony Rowley: „Eine Reise in die Zeit der Minnesänger. Von den Sprachinseln der Zimbern und der Fersentaler“ www.opus.ub.uni-erlangen.de/opus/volltexte/2008/950/pdf/IZD_Rowley_Sprachinseln_Zimbern_und_Fersentaler.pdf. (Ein Vortrag aus dem Jahr 2007)

Andreas Johann Schmeller: “Über die so genannten Cimbern der 7 und 13 Communen”, München 1834

Johann Andreas Schmeller: „Die deutschen Sprachinseln im Trentino und in Oberitalien“, Bozen 1959

Tüsele Marüsele (Hg. Instituto Cimbri & Centro Documentazione Luserna), Reihe Arte e Cresciata Eizioni, 2009

Tamiozzo, Pierangelo: CD DEN ORCH IN MARTAL – Canti Cimbri dell’Altopiano di Asiago – Sette Comuni. Instituto di Cultura Cimbra (VI) con el Contributo della Region Veneto, MC 320/11, www.cimbri7comuni.it. (Kein Erscheinungsdatum) Zitatrechte erteilt & frei!

Vaterunser auf Zimbrisch zitiert nach: Messale cimbro. Das aktuell im Gebrauch befindlichen zimbrischen Messbuch, approbiert von den zuständigen kirchlichen Autoritäten.

Gibt es einen modernen Bildungsbegriff? Ein Blick in die Zukunft aus historischer Perspektive¹

VON ALFRED LANGEWAND

In der Regel, so nehmen wir an, ist es für den Menschen besser, etwas zu sein als nichts zu sein. „Ein Nichts“ – ein solches Diktum dient schon in unserer Alltagssprache zur Äußerung einer schrankenlosen Negativierung eines bestimmten Menschen, in der Regel gepaart mit einer nicht weniger ungehaltenen Verachtung, ja, der Satz selbst ist angetan, die Erniedrigung eines anderen ins Werk zu setzen. So müssen wir gar nicht an die theologisch-philosophischen Implikationen der Leibnizschen Frage erinnern, warum überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts² – um den Vorteil des Etwasseins vor dem Nichtssein einzusehen.

Aber Alltagsplausibilität oder durch das unbeherrschbar gewordene Kontingenzproblem entstandene philosophische Grundlagenproblem am ausgehenden Mittelalter und in der beginnenden Neuzeit sind das Eine. Die Geschichte des Bildungsbegriffs und die unplausible Zwangslage, aus der heraus sie entstanden ist, ist noch etwas ganz anderes. Denn dort, wo, historisch betrachtet, die Bildungsreflexion anhebt, also im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts, entscheidet sich ihr Erfolg an der Frage, ob es gelingen kann einzusehen, dass nicht etwas Bestimmtes zu sein aussichtsreicher sein kann als tatsächlich etwas zu sein.

Natürlich ist die Debatte nicht von Anfang an in diesen lichten Höhen der Abstraktion geführt worden, die vielleicht allzu verführerisch sind. Am Anfang stand eine sozialhistorische Differenz, die durch die Entstehung des Bürgertums auf dem Boden der alten, ständischen Gesellschaft in diese hineinkommt und, wie wir wissen, sie bald beerbt.

Der in der pädagogischen Literatur des späten 18. Jahrhunderts fast sprichwörtliche junge Sohn des Kloakenreinigers³ als Angehöriger seines Standes war *etwas*, nämlich zukünftiger Kloakenreiniger – man ist ja, kommunikativ betrachtet, immer auch schon das, was man (und wenn auch nur mit ziemlicher Sicherheit) sein wird; der junge Sohn des Bürgers hingegen wächst auf als jemand,

1 Vortrag vor der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. am 08. Mai 2010 an der Universität Landau. Der folgende Text belässt weitgehend den Charakter des Vortrags. Literaturnachweise bleiben auf das Nötigste beschränkt.

2 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Principes de la Nature et de la Grace, fondés en raison / In der Vernunft begründete Prinzipien der Natur und der Gnade*, in: Gottfried Wilhelm Leibniz, *Opuscules Métaphysiques/Kleine Schriften zur Metaphysik* (Gottfried Wilhelm Leibniz, *Philosophische Schriften*, Bd. I), hg. v. H.H. Holz, Darmstadt 1985, S. 415-439, hier S. 426 / 427.

3 Vgl. Joachim Heinrich Campe/Peter Villaume, in: *Bildung und Brauchbarkeit. Texte zur Theorie utilitärer Erziehung*, hg. v. H. Blankertz, Braunschweig 1965.

der, was er einmal geworden sein wird, *nicht* jetzt schon sein kann, da sein späteres Dasein durchaus noch nicht bezeichnenbar ist.

Insofern also ist er: nichts, und man könnte zeigen, dass die Pädagogiken des späten 18. Jahrhunderts an der pädagogischen *und* politischen Beurteilung dieses „Nichts“, das der Bürger ist, sehr leicht in ihrem kulturkritischen oder affirmativen Impetus unterschieden werden können. So gilt der Bürger, der bourgeois, bei Rousseau pejorativ als nichts, gerade weil er nicht mit sich selbst übereinstimmen kann, denn die Zuordnung von persönlicher Identität und Standeszugehörigkeit ist zerstört. Fichte und auch Humboldt hingegen gilt der Bürger geradezu emphatisch als ein Nichts, das, was er einmal geworden sein wird, (auch) aus sich selbst heraus, durch eigenes, unvorhersehbares Handeln, also theologisch formuliert, durch Kontingenz, geworden sein wird. Nichts zu sein ist jetzt unendlich viel mehr, als etwas zu sein. Denn etwas zu sein und bleiben zu müssen ist Folge und Bürde des ancien régime, nichts zu sein, aber nicht bleiben zu können, Bedingung von – Autonomie.

Diese Differenz zwischen dem Etwas und dem Nichts, der, im Sinne Rousseaus, positiven, also immer schon mitgesetzten sozialen und persönlichen „Identität“, und der negativen, die Selbstbestimmung des Einzelnen abwarten könnenden „Leistung“, konstituiert eine der wesentlichen Grenzlinien nicht nur der Entstehungssituation der Bildung, sondern auch noch unserer heutigen Bildungslandschaft, und die Frage lautet, warum das immer noch so ist. Ihr möchte ich mich nun in historischer Perspektive nähern.

Der Zeitpunkt der Genese der pädagogischen Bildungswelt ist einigermaßen genau bestimmbar, ihre Bedingungen und Elemente sind uns allen einigermaßen gut bekannt, auch wenn wir nicht zufällig Erziehungswissenschaftler sind und uns nicht sozusagen berufsmäßig damit befassen. Ich werde Ihnen daher heute wirklich für Sie Neues nicht darbieten, sondern nur einige bekannte Sachverhalte leicht umgruppieren.

Ich spreche von der Genese der pädagogischen Bildungswelt, weil in diesem Terminus der „Genese“ die schönen deutschen Wörter Ursprung, Entstehung und Entwicklung sowie das Band, das sie verbindet, in der Regel zusammengefasst sind, achtet man etwa auf den Gebrauch dieses Wortes „Genese“ in der Biologie oder der Psychologie. Die Verwendung dieses Ausdrucks ist also sprachökonomisch motiviert. Selbstverständlich müssen Sie nicht gewärtigen, von mir tatsächlich mit der Genese der pädagogischen Welt in toto konfrontiert zu werden, das ginge schon deshalb nicht, weil wir darüber, als Fachwissenschaftler, immer noch viel zu wenig wissen, das Forschungsdefizit also beachtlich ist.

Das liegt – und mit mehr forschungsmethodischen Grundlagenfragen werde ich Sie nicht belästigen – daran, dass wir bei der Analyse der Genese der päd-

gogischen Welt eines, fast hätte ich gesagt: natürlich, *nicht* tun dürfen, was wir in allen empirischen und historischen Untersuchungen von Erziehungs- und Bildungsvorgängen tun müssen, nämlich, die sozusagen lebensweltliche, also historische oder empirische oder praktische oder begriffliche Konstitution unseres Forschungsgegenstandes *schon zu unterstellen*, eines Forschungsgegenstandes, der dann forschungsmethodisch und *nur* forschungsmethodisch, rekonstituiert würde. Ohne diese stets vorausgesetzte Differenz gäbe es so etwas wie das Validitätsproblem in den Wissenschaften gar nicht – und dieses gibt es nicht nur in der empirischen Forschung, sondern natürlich auch in der Historiographie. Und alle Versuche, aus durchaus nachvollziehbaren Motiven, dieses Validitätsproblem zu umgehen, sei es in Empirismus, sei es in Historismus, sind, wie wir wissen, gescheitert.

Bei der Analyse der Existenz der pädagogischen Bildungswelt müssen wir mithin anders verfahren. Wir dürfen die Existenz dieser pädagogischen Welt nicht schon voraussetzen, wenn wir ihre Genese untersuchen wollen. Und da es sich bei der pädagogischen Welt um eine *Welt* handelt, die irgendwann entsteht, und das heißt ja rückwärts formuliert, die es vorher gar nicht gegeben hat, könnte man auch sagen: eine Untersuchung der Genese der pädagogischen Welt geht auf die Bedingungen ihrer Möglichkeit zurück – dieses wäre die transzendentalphilosophische Formulierung, wie wir sie von Kant her kennen. Der Unterschied zu einer solchen Kant-orientierten Analyse der Bedingungen der Möglichkeit ‚X‘, wobei für ‚X‘ jetzt eben „pädagogische Welt“ eingetragen wird, ist der, dass die klassische Transzendentalphilosophie das transendentale Unternehmen allein *systematisch* durchzuführen können glaubte. Wir können aber, glaube ich, an der gleichfalls Transzendentalphilosophie genannten späten Phänomenologie E. Husserls lernen, dass eine historisch-phänomenologische Untersuchung der Bedingungen der Möglichkeit von ‚X‘ ebenfalls möglich, und das heißt ja vorab nur, nicht ausgeschlossen ist.

Wenn wir nach der Genese der pädagogischen Welt fragen, benötigen wir also einen terminus ante quem – und für diesen gilt, dass es eine pädagogische Welt noch nicht gibt – und einen terminus post quem, und dieser zeigt sie uns, die pädagogische Welt. „Genese“ ist daher ein anderes Wort für den Umschlag vom ante zum post.

Und noch eine letzte Vorbemerkung weniger abstrakter Natur: Es ist klar, dass nur deshalb, weil es irgendwo irgendwann so etwas wie Vorgänge der Erziehung oder der Einübung oder der Abrichtung, oder wie immer man das bezeichnen mag, gegeben hat, es noch keine pädagogische Bildungswelt gegeben haben muss. Erziehungshistoriker hängen zwar gerne der Meinung an, ihren Forschungsgegenstand habe es schon immer gegeben, ja, es müsse ihn, gleichsam schon aus „anthropologischen“ Gründen, immer gegeben haben. Aber wer

nicht blindlings in die Fallstricke eines solchen präsentistischen Vorurteils für historiographischen Objektivismus geraten will, wird, sagen wir, bei der Lektüre der zweiten Olympischen Ode Pindars mit der These der auch historischen Allgegenwart von Erziehung doch so seine Schwierigkeiten bekommen.⁴

Schließlich meint der Ausdruck „pädagogische Welt“ nicht eine Regionalontologie, nicht ein gesellschaftliches Subsystem bzw. ein soziales System funktionaler Differenzierung, sondern „pädagogische Welt“ meint: Die Welt, unsere Welt insgesamt, ist nicht in allen, aber eben doch in ihren wesentlichen Grundzügen, *pädagogisch* strukturiert, vom *pädagogischen* Programm durchdrungen. Es gibt nicht eine pädagogische Welt neben einer ökonomischen Welt und einer politischen Welt und einer kulturellen Welt usw., nein – *die* Welt ist im Kern pädagogisch strukturiert. Und *mit dieser Behauptung selbst* beginnt die Genese der pädagogischen Welt, es handelt sich also nicht um eine spätere interpretatorische Meinung oder eine Sichtweise auf den Entstehungszusammenhang dieser Welt, sondern um ein Strukturelement dieser Genese selbst.

Es ist meine Hypothese, dass es (auch) und vielleicht sogar vor allem dieser maßlose Anspruch ist (und Sie werden noch hören, dass „maßlos“ ein eher euphemistischer Begriff in diesem Zusammenhang ist), der mit der Genese der pädagogischen Bildungswelt unauflöslich verbunden ist. Und es ist dieser Anspruch, der uns möglicherweise auch ein Phänomen verständlich macht, das wir seit einem halben Jahrhundert als interessierte Zeitgenossen tagtäglich z.B. in den Tageszeitungen vorgeführt bekommen: Ich meine die ungeheure *normative Aufladung*, die die simpelsten pädagogischen Wörter mittlerweile erfahren haben und immer noch weiter zu erfahren scheinen.

Nur ein Beispiel: Zum Abschluss einer Sitzung eines kleinen Parteitages hat kürzlich der Vorsitzende einer nicht mehr ganz so großen bundesdeutschen politischen Partei gesagt, im Sinne von Bildung dürfe kein Kind wegen seiner Herkunft benachteiligt werden. Ich habe in den Tagen darauf von keiner Nachfrage, diesen Satz betreffend, gelesen, von keiner Einrede, ja auch von keiner Gegenprovokation, denn provokativ ist dieser Satz im Grunde genommen ja allemal. Es herrschte sozusagen Ruhe im Blätterwald, und das heißt ja wohl nur: Alle haben bei der Lektüre dieses Satzes genickt. Man *kann* aber bei der Lektüre dieses Satzes nur nicken, wenn man die radikale und in diesem Fall radikal egalisierende Normativierung unseres Bildungsbegriffs vorab schon für sich selbst für eine Selbstverständlichkeit hält.

Humboldt hätte diesem Satz gegenüber, vor allem aber der stillen, offenbar gesamtgesellschaftlichen Zustimmung zu ihm, im besten Fall völlig verständ-

4 Pindar: Zweite olympische Ode, 86 ff, in: Pindar: Oden. Gr. / Dt., übersetzt und hg. v. E. Dönt, Stuttgart 1986

nislos, dieses Wort jetzt im kognitiven und im normativen Sinne genommen, gegenüber gestanden. Warum? Weil sowohl beim Autor dieses Satzes, dem SPD-Vorsitzenden Sigmar Gabriel, als auch sonst die eigentlich unumgängliche Rückfrage unterblieben ist: „Und was bedeutet dieses für die Herkunft?“

Die wirklichkeitskonstituierende normative Durchschlagskraft von „Bildung“ (als eines, mit Hegel zu reden, „existierenden Begriffs“) und dem Benachteiligungsverbot hat diese Rückfrage bereits getilgt, und das heißt ja wohl, die Herkunft selbst, das Herkommen, ist, normativ betrachtet, ebenfalls einer Berücksichtigung nicht mehr bedürftig oder fähig. Es sei nur am Rande vermerkt, dass uns dieses Programm der normativistisch motivierten Tilgung der Biographie in sogenannten Erziehungs- und Bildungsprozessen aus Platons „Politeia“ und Makarenkos „Weg ins Leben“ wohlbekannt ist. Wie hat es dazu kommen können, zu dieser normativen Aufladung? Hier folgt nun, endlich, meine Hypothese.

Im Jahre 1762 erscheint zeitgleich in Paris und Amsterdam „Émile ou de l'éducation“⁵ von Jean-Jacques Rousseau, Bürger von Genf. Der Émile ist, wie der Titel sagt, ein Buch über Erziehung, aber doch nicht nur über die Erziehung. Es ist auch eine Abhandlung über Geschichtsphilosophie und Geschichtstheologie, eine Studie zur Anthropologie, ein Traktat über Religion, über Literatur usw. usw. Wer es zum ersten Male liest, sagen wir, unvorbereitet liest, wird sehr bald erschöpft in der Lektüre innehalten, denn der Autor handelt eine schier unübersehbar scheinende Menge von Kleinigkeiten ab, die durchaus zur Verwirrung führen können.

Die Mannigfaltigkeit der abgehandelten Einzelheiten indes hat einen basso continuo einiger weniger Grundbegriffe und Grundannahmen. Eine *erste* dieser Grundannahmen lautet: Zum Status von Kindheit gehört die anthropologisch bedingte Schwäche des Kindes, wobei diese Schwäche *nicht* relativ zum Erwachsenen definiert wird, sondern relativ zu dem, was das Kind selbst in dieser oder jener Situation möchte oder tun möchte, aber (noch) nicht vermag. „Schwäche“ und Kindheit gehören zusammen als ein Faktum, und die Schwäche des Kindes ist für sein *Selbstverhältnis* konstitutiv. Man kann sagen, dass die gesamte Erziehung des Émile bis an den Beginn seiner Pubertät auch den Zweck verfolgt, mit dieser Schwäche erzieherisch so umzugehen, dass sich aus ihr nicht ein untugendhafter oder böser Wille des Kindes zu entwickeln vermag.

Und dies ist die *zweite* Grundannahme Rousseaus: Menschliche Bosheit, das menschlich Böse, ist bedingt (nicht verursacht!) durch die Schwäche, sei sie

5 Jean-Jacques Rousseau: Émile ou de l'éducation, in: Jean-Jacques Rousseau, Oeuvres complètes, Tome IV, Émile – Éducation – Morale – Botanique, éd. B. Gagnebin / M. Raymond. Paris 1969, S. 241-881 (Bibliothèque de la Pléiade).

körperlich oder geistig oder willentlich. Etwas begehren und es selbst nicht erreichen (können), lässt den (kleinen) Menschen nach Abhilfe schauen, etwa in Gestalt anderer Menschen, die selbst zwar nicht *wollen*, die aber *könnten*. Und dann ist der Versuch nur noch eine Frage der Zeit und des entdeckten erfolgreichen Mittels, das (vom Kind her betrachtet) fremde Können und den fremden, eigentlich nicht wollenden Willen dem eigenen Nichtkönnen, aber gleichwohl Begehren, zu unterwerfen.

In Rousseaus Sprache: In einem solchen Fall schwingt sich das Kind zum Herren auf, dem der Erwachsene sich zum Knecht unterwirft. Für Rousseau nun liegt mit dieser anhebenden kindlichen Herrschsucht ein Einstieg in das Böse vor, der, ich wiederhole, *bedingt* ist durch die kindliche Schwäche, die wiederum naturgegeben ist, und *befördert* wird – durch falsche Erziehung. Und dies ist die *dritte* Grundannahme Rousseaus: Das Böse kommt in die Welt durch falsche Erziehung, in der Terminologie Rousseaus: Durch die Pervertierung des amour de soi in den amour propre.⁶

Man möchte sagen: Schon wieder so ein überspannter Pädagoge, der die Welt durch Erziehung retten will, mindestens sie aber wesentlich verbessern möchte. Aber das wäre, vermutlich, noch zu wenig gesagt. Denn Rousseaus pädagogische Genealogie des Bösen und der Verderbtheit der Welt tritt 1762 nicht in einen ansonsten leeren Raum ein. Der Raum ist vielmehr umgekehrt schon besetzt! Beide Fraktionen des Christentums, Protestanten wie Katholiken, Genf wie Paris, messen sich in diesem Raum die alleinige Deutungshoheit über die Genese des Bösen zu, und dies mit mindestens einem, wie wir sehen werden, wirklich gut nachvollziehbaren Grund.

Aber zunächst zu dieser Deutung selbst. Sie lautet seit dem lateinischen Mittelalter auf den Namen „peccatum originale“, wörtlich übersetzt „Ursünde“, im deutschsprachigen Raum häufig und vielleicht auch glücklich „Ersünde“ genannt. Die christliche Erbsündenlehre hat mehrere Aufgaben in ihrer Geschichte vom 4./5. nachchristlichen Jahrhundert an übertragen bekommen. Die *erste* dieser Aufgaben ist der Freispruch Gottes wegen der Einrede bzw. der Anklage des Übels oder des Bösen in der Welt, das nun einmal nicht gut zu leugnen ist. Der christliche Gott ist gut, die Welt ist schlecht. Er selbst aber kann, wegen grundlegend anzunehmender Gutheit, nicht der Grund oder die Ursache dieses Übels sein. Wenn er es nicht ist: Unde malum? Woher kommt das Übel, das Schlechte, in der Welt, wenn nicht von ihm?

⁶ vgl. J.-J. Rousseau: *Émile ...*, a.a.O., S. 490ff; ders.: *Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes*, in: *Oeuvres complètes*, Tome III, *Du Contrat sociale – Écrits politiques*, éd. B. Gagnebin /M.Raymond. Paris 1964, Note XV, S.219f (Bibliothèque de la Pléiade).

Die *zweite* Aufgabe besteht in der Angabe eines anderen Urhebers zum Zwecke der Entlastung Gottes von der Anklage des Bösen in der Welt. Hier gab es Theorienkonkurrenz spätestens seit dem 3. Jahrhundert nach Christus, zum Teil im Anschluss an Positionen, die bereits im 2. Jahrhundert formuliert worden waren. In Frage kommen als Übeltäter, sehr einfach gesagt, entweder (1) die Menschen (Plural) oder (2) ein böses Prinzip oder (3) der Mensch (Singular). Dass die Menschen (Plural) die Ursache seien, weil sie immer noch nicht den richtigen Gebrauch von den göttlichen Gnadenmitteln machten, im Prinzip aber ein Leben ohne Böses, also ohne Sünde, möglich sei, ist die Position der Pelagianer⁷ gewesen.

Im 18. Jahrhundert hat G. E. Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“⁸ eine Variante dieser Position vertreten. Die pelagianische These heißt also, der Mensch kann, weil er von Gott so geschaffen worden ist, wenn er nur wirklich will. Manchmal kann man den Eindruck haben, dass heutige evangelische Kirchentage nicht ganz frei von diesen Gedanken sind. Das Problem bei dem Vorschlag des Pelagius ist freilich, dass man nicht recht versteht, wieso sich Christus, ein zum Menschen gewordener Gott, auch noch ans Kreuz schlagen lassen musste, um für die Menschen und deren Heil zu sterben. Der Soter ist merkwürdig funktionslos, wenn doch der Mensch von Natur aus durch göttliche Gnadenausstattung über alle Mittel verfügt, um ein gottgefälliges Leben zu führen. In gewisser Weise handelt es sich also mit Blick auf den Kreuzestod Christi um eine frivol zu nennende Position. Und hiermit nun ist die *dritte* Aufgabe der Erbsündenlehre bezeichnet: Die Frage „unde malum“ musste den Kreuzestod Christi überzeugend motivieren können.

Die Antwort, für das Schlechte (in) der Welt sei ein böses Prinzip verantwortlich, dem ein gutes entgegenstehe, wurde von der christlichen Gnosis⁹ gegeben: Der Gott des Alten Testaments ist der böse Demiurg, der Urheber von Materie, Erde und Wollust – also des Bösen –, der Gott des Neuen Testaments ist

7 vgl. Aurelius Augustinus: De peccatorum meritis et remissione et de baptismo parvulorum Libri Tres, in: Aurelius Augustinus, Schriften gegen die Pelagianer, Bd. I, S.55-303. (Aurelius Augustinus, Der Lehrer der Gnade. Lat.-dt. Gesamtausgabe seiner antipelagianischen Schriften, Bd. I, hg. v. A.Zumkeller /Th.G. Ring, Würzburg 2. Aufl. 2000)

8 Gotthold Ephraim Lessing: Die Erziehung des Menschengeschlechts, in: ders.: Werke, hg. v. H. G. Göpfert, Bd. VIII, Theologiekritische Schriften III, Philosophische Schriften, München 1979, S.489-511.

9 vgl. Adolph von Harnack: Marcion. Das Evangelium vom fremden Gott. Eine Monographie zur Geschichte der katholischen Kirche. Neue Studien zu Marcion. Darmstadt 1985 (Nachdruck der 2. Auflage Leipzig 1924); Hans Blumenberg: Säkularisierung und Selbstbehauptung. Erweiterte und überarbeitete Neuausgabe von „Die Legitimität der Neuzeit“, Erster und Zweiter Teil. Ffm 1974, S. 146 ff.

der gute Gott, der Soter, der Erlöser und Heilbringer. Allerdings obsiegt der gute Gott endgültig erst am Tage des Jüngsten Gerichts. Bis dahin sind gutes Prinzip und böses Prinzip, neuer Gott und alter Gott, in der Welt und im Menschen selbst in einem stetigen Kampf begriffen. Aurelius Augustinus, der dieser Lehre mehrere Jahre seines Lebens angehangen war, fasste in seinen *Confessiones* den Haupteinwand gegen die christliche Gnosis so zusammen¹⁰:

„Wenn dies zuträfe, so bin es nicht ich, der das Böse tut, wenn ich es tue, sondern es ist das böse Prinzip in mir, das es macht, dass ich das tue, was ich tue.“ Damit aber geht alle christliche Parenesis und alle göttliche Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit ins Leere. Theoretisch ist die Lösung der Gnostiker zweifellos elegant, religiös und theologisch aber ebenso zweifellos ruinös, weil wir grundsätzlich nicht für unsere Handlungen verantwortlich sein können, jetzt nicht, weil in uns ein Kampf zwischen Altem und Neuem, Gutem und Bösem tobt, und nach der Erlösung auch nicht, weil wir dann das, was wir tun, das Gute, auf selbstverständliche Weise tun.

Bleibt als historische Dominante, man muss sich immer klar machen, dass Luther Augustinermönch war, die Erbsündenlehre. Ihr zufolge hat das erste Menschenpaar das Böse, die Sünde, in die Welt gebracht durch Übertretung des göttlichen Verbots, vom Baume der Erkenntnis zu essen, mit der Folge der Vertreibung aus dem Paradies usw. Dadurch also ist die Sünde, ist das Böse in die Welt gekommen und wird nun von Generation zu Generation vererbt. Die Menschen sind unhintergebar in diesen Schuldzusammenhang verstrickt, ihr Schuldkonto wächst immens an, und um dieses ganz und gar übermenschlich überschuldete, wiewohl von den Menschen selbst bediente Konto wenigstens auszugleichen, bedarf es eines übermenschlichen, absolut unschuldigen, aufgebotenen Kreditivs – und dies ist die Selbstopferung eines zum Menschen erniedrigten Gottessohnes. Wie so viele Theologoumena arbeitet also auch die Erbsündenlehre mit der Vorstellung einer *Heilsökonomie*, in diesem Fall dem Modell der Waage.

Die Erbsündenlehre sagt also, Gott und seine Schöpfung seien gut, es gebe kein widergöttliches, böses Prinzip. Die Schuld am Bösen trage der Mensch, und die Errettung und Erlösung aus diesem Schuldzusammenhang sei nur durch Christus möglich gewesen. Und jetzt erst weiß man, warum die Christen sich tatsächlich Christen nennen, und nicht etwa „Sanktuspiritualisten“ oder ähnlich (man vergleiche den Schluss von Lessings *Erziehung des Menschengen-*

10 Aurelius Augustinus: *Confessiones* / Bekenntnisse. Lat.-Dt. hg. v. G. Bernhart. Darmstadt 1984, V; 10,18 (S.222): „...non esse nos, qui peccamus, sed nescio quam aliam in nobis peccare naturam et delectabat superbiam meam extra culpam esse et, cum aliquid mali fecissem, non confiteri me fecisse, ut “ sanares animam meam, quoniam pessabat tibi”, sed excusare me amabam et accusare nescio quid aliud, quod mecum esset et ego non essem”.

schlechts). Bleiben wir einen Augenblick bei den Textgrundlagen und ihren peccativischen Interpretationen, also vor allem beim Ersten Buch Moses, der Genesis, so lässt sich Folgendes festhalten:

Was ist nun genau das erbliche an der Erbsünde? Häufig wird die Vorstellung vermittelt, es handele sich um eine Art dunklen Flecks auf der Seele als Folge der Verdunkelung, die wiederum Folge der Erbsünde gewesen sei. Und in diesem Fall liest man die Geschichte in der Genesis so, dass die Sätze, die der Herr den beiden beim Verlassen des Paradieses hinterherruft, „Arbeiten sollst du im Schweiß deines Angesichts“ und „Gebären sollst du unter Schmerzen“, ihre Pointe im Schweiß und in den Schmerzen haben. Man kann den fraglichen Text freilich auch anders lesen, und dann wird er weniger obskur metaphysisch, und man versteht sowohl das erblich-genetische Moment besser als auch, für unsere Zwecke, den Zusammenhang zu allem i. w. S. „Pädagogischen“.

Man muss nur bedenken, dass im Paradies, so wie im Ersten Buch Mose beschrieben, niemand geboren worden ist und mutmaßlich auch niemand geboren werden würde. Geburt ist eine Existenzform, die im Paradies nicht vorgesehen ist, und in der Konsequenz: Kinder ebenfalls nicht. Proliferation wäre auch für einen kleinen idyllischen Garten völlig unangebracht¹¹ und, dies ist das Wichtigere, war auch gar nicht vorgesehen. Also wäre die Ursünde danach nicht ein irgendwie metaphysisch-metaphorisch zu interpretierender dunkler Fleck, also eine Verdunkelung der Folgebereitschaft des Menschen den göttlichen Geboten gegenüber, sondern: Das Gebärenmüssen, also der Status von Kindheit als solcher, und dass es überhaupt Kinder geben muss, ist vielmehr die direkte Präsenz der Urschuld des Bösen durch den Sündenfall.

Die Generationenfolge selbst ist eine Folge der Ursünde. Im Grunde genommen ist diese, vom theologischen Mainstream allerdings durchaus abweichende, Lesart dem Christentum stets präsent gewesen, zumindestens in der paulinisch-augustinisch-lutherischen Tradition, denn in ihr sind Kinder böse. Sie haben nur Aussicht auf Entschuldung durch das Sakrament der Taufe, so Augustinus.

Für diese tief-pessimistische Sichtweise auf den Status von Kindheit, also darauf, dass Kinder, *weil* sie Kinder sind, zu den bösen Lebewesen zu zählen sind, gibt es in der christlichen Tradition eine überwältigende Fülle an Belegen. Ich nenne nur eine der bekanntesten und prägnantesten aus *De Civitate Dei*: „Wer aber würde nicht zurückschrecken, und, vor die Wahl gestellt, entweder zu sterben oder noch einmal Kind zu werden, nicht lieber den Tod erwählen?“¹².

11 Hans Blumenberg: *Matthäuspassion*. Ffm 4. Aufl. 1993.

12 Aurelius Augustinus: *De Civitate Dei Libri XXII*, 2 Bde. Darmstadt 1981 (Nachdruck der Teubner-Ausgabe 1928), Liber XXI, 14 (S.517): *Quis autem non exhorret et mori eligat, si ei proponatur aut mors perpetiende aut rursus infantia?*“

Natürlich hört man im Hintergrund den literarischen Topos nicht erst aus der griechischen Klassik, wie er etwa in dem sophokleischen „Ödipus auf (oder in) Kolonos“ bekannt geworden ist, demzufolge nämlich das Höchste sei, nicht geboren zu sein¹³. Aber gerade, wenn man die augustinische Skepsis gegenüber dem Status der Kindheit im Blick hat *vor diesem antiken Hintergrund*, so sieht man nun schärfer, dass sich dieser Pessimismus der griechischen Welt hier im Frühchristentum bei Augustinus ganz und fast ausschließlich in das Kind konzentriert. Ein anderer Beleg nun aus dem Beginn der Neuzeit findet sich, fast möchte man sagen, natürlich, bei Descartes, und zwar hier wiederum prägnant in dem Discours de la méthode, und zwar dort im zweiten Teil, Absatz 1: „Und ebenso kam mir ferner der Gedanke, dass wir ja alle einmal Kinder waren, bevor wir Männer wurden und uns lange Zeit von unseren Trieben und unseren Lehrern regieren lassen mussten, die häufig miteinander im Streit waren und uns vielleicht beide nicht immer zum Besten rieten, und dass es *deshalb* fast unmöglich ist, so reine oder so begründete Urteile zu fällen, wie sie ausfallen würden, wenn wir seit dem Zeitpunkt unserer Geburt im Vollbesitz unserer Vernunft gewesen wären und nur sie uns immer geleitet hätte“¹⁴.

Und ganz in diesem Sinne finden wir in der Ethica more geometrico von Spinoza immer dort, wo von der extremen Gegeninstanz gegen alles vernünftige Denken, Argumentieren und Tun gehandelt wird, durchgängig Wahnsinnige, Toren und Kinder (*vesani, stulti, pueri*) genannt¹⁵.

Und, es handelt sich nicht um eine einfache Reprise der aristotelischen Argumentation in De anima, sondern um eine Argumentation in contrario der Erbsündenlehre, wenn in der Christian Wolffschen Oeconomica Kinder und Tiere stets in demselben Atemzug genannt werden, denn *hier* bedeutet diese Zusammenstellung des Status von Kindern und Tieren vor allem: Kinder sind von den

13 Sophokles: Ödipus auf Kolonos, in: Sophokles: Dramen, hg. v. W. Willige, Darmstadt, 2. Aufl. 1985, S. 578-690: „Nicht geboren zu sein, das geht / über alles; doch wenn du lebst, / ist es das zweite, so schnell du kannst, / hinzugelangen, woher du kamst“ (1224-1228 (S. 655).

14 Rene Descartes: Discours de la méthode, in: Oeuvres de Descartes, Tome VI, Discours de la méthode & essais, hg. v. Ch. Adam / P. Tannery, Paris 1996, S.1-79, hier S. 13: “ Et ainsi encore ie pensay que, pource que nous auons tous esté enfans auant que d'estre hommes, & qu'il nous a fallu long tems ester gouuerner par nos appetis & nos Precepteurs, qui estoient souuent contraires les uns aux autres, & qui, ny les uns ny les autres, ne nous conseilloyent peuestre pas tousiours le meilleur, il est presqu' impossible que nos iugemens soient si purs, ny si solides qu'ils auroient esté, si nous auions eu l'usage entier de nostre raison dés le point de nostre naissance, & que nous n'eussions iamais esté conduits que par elle”.

15 vgl. Benedictus de Spinoza: Ethica/Die Ethik, lat./ dt. Stuttgart 1980, Pars II, proposition XLIX, scholium (S. 245, vgl. S.266, 383, 527 et passim).

Folgen der Erbsünde ebenso salviert wie es Tiere nach christlicher Überzeugung ohnehin und ausschließlich sind¹⁶.

Diese zugegebenermaßen eher ungewöhnliche Interpretation sehe ich in gewisser Weise bekräftigt durch die folgende Überlegung. Wenn die These, die ich hier vorgetragen habe, stimmt, müsste es in der patristischen und scholastischen Literatur Reflexionen oder Spekulationen darüber geben, wie Entwicklung („macht euch die Erde untertan“) möglich gewesen wäre ohne das Verhängnis der Erbsünde, und das heißt ja in meiner Interpretation, ohne das Verhängnis der Geburt und des Schuldzusammenhangs der Kindheit als solcher. Und wie zu erwarten, gibt es eine Fülle von Belegstellen, in denen diese Reflexion gegen den heilsgeschichtlichen status quo und seine freie Variation gegen den Schuldzusammenhang gut erkennbar sind, etwa an der angegebenen Stelle bei Descartes¹⁷ mit der Fiktion eines instantanen Vollbesitzes der Vernunft unmittelbar mit der Geburt – und der prompten Widerrede des Kindheitsapologeten Rousseau im ersten Buch des „Émile“ gegen Descartes, und so ebenfalls bei Augustinus beispielsweise in den anti-pelagianischen Schriften, und hier wiederum insbesondere in der Abhandlung über Strafe und Nachlassung der Sünden.

Die Überlegung von Augustinus geht in etwa so: Nehmen wir einmal an, im Paradies, also diesseits von Eden, würden Menschen geboren werden, dann wäre es „vielleicht“ erforderlich, dass *kleine* Kinder hätten geboren werden müssen, aber so, wie Eva nicht die Größe der Rippe hatte, die der Herr aus Adam nahm, sondern von erwachsener Gestalt war, so „konnte (der Herrgott) in seiner Allmacht auch die Kinder unmittelbar nach der Geburt zu Erwachsenen machen“¹⁸. Ohne weiteres erkennbar, handelt es sich bei dieser Spekulation um den Versuch, Natalität als solche so zu „verwandeln“ durch den göttlichen Eingriff, dass zumindestens nach den gegebenen heilsgeschichtlichen Maßstäben von „Geburt“ nur noch im uneigentlichen Sinne gesprochen werden könnte.

Der Raum also, den Rousseaus pädagogische Genealogie des Bösen betritt, ist durch die Mythe vom peccatum originale *und* deren gesamten theologischen bzw. mythologischen Kontrahenten bereits besetzt, und der Auftritt nun der Pädagogik in diesem Raum kann nur bedeuten: Konkurrenzierung der Theologie durch Pädagogik in Sachen „unde malum“ (und *nur* in dieser Angelegenheit).

16 Christiani Wolffii Oeconomica methodo scientifica pertracta, Pars prima, Hildesheim/New York 1972, Caput II, De Educatione Liberorum, § 215: „Infantes recens nati vitam animale[m] vivunt, eamque imperfectam, & ad eandem conservandam et perficiendam (!) aliena ope indigent“. Vervollkommnungsfähigkeit setzt Abwesenheit des radikal Verderbten in der Natur des Kindes voraus.

17 vgl. Alfred Langewand: Instantane Bildung. Zu einem Tagtraum Descartes', in: Bildung: Angebot oder Zumutung? Hg. v. Y. Ehrenspeck et al., Wiesbaden 2008, S. 15-25.

18 Aurelius Augustinus: De peccatorum ... a.a.O., I,37.

Und nun, meine Damen und Herren, bekommt man eine Ahnung von der ungeheuren Provokation, die Rousseaus „Émile“ darstellte, für die das Wort „Skandal“ eine läppische Verniedlichung wäre. Christophe de Beaumont, Erzbischof von Paris, sowie sein oberster Beamter der Zensurbehörde, Chretien-Guillaume de Malesherbes, haben das sofort verstanden, das Buch verboten, die Exemplare, derer sie habhaft werden konnten, vernichten lassen und den Autor zur Festsetzung ausgeschrieben. Denn der „Émile“, dieses umfangreiche Buch über die Erziehung, sagt, gleichsam nebenbei, also nicht ausdrücklich, und daher umso provokativer: Aus *pädagogischer* Sicht war der Kreuzestod Christi umsonst. – Der Kreuzestod ist, um die Ungeheuerlichkeit auch semantisch nachvollziehbar zu machen, „gratis“ (vergeblich/umsonst)! Aber „gratis“ bzw. „gratia“ ist in der lateinisch-mittelalterlichen Tradition des Christentums nichts anderes als der Terminus für die *Gnade*, die den Menschen durch den Kreuzestod Christi erwiesen worden ist. Rousseau zielt *direkt* auf die Christologie im Christentum.

In der christlichen Religion und Theologie ging es oder geht es, salopp formuliert, ums Ganze, um das Heil des Menschen. Es ist nicht zu erwarten, dass eine, sowohl lebensweltlich als auch theoretisch betrachtet, so stark normativierte Selbst- und Weltsicht auch nur im formulierten Anspruch auf Substitution durch Pädagogik vonstatten gehen kann, ohne dass diese tatsächliche oder vermeintliche Nachfolgerin, die Pädagogik, normativ gleichsam ungeschoren, sozusagen unaufgeladen, davon kommen könnte. Rousseau selbst hat das erst gar nicht in Abrede gestellt oder stellen wollen. Seitdem haben, mal zugegeben, mal verdruckst oder verschämt versteckt, die Pädagogen das Heil mindestens der ihr Anvertrauten am Hals, und sie können sich nicht einmal damit herausreden, das sei Ergebnis eines im übrigen anonym abgelaufenen Prozesses der Verweltlichung oder „Säkularisierung“ gewesen.

Diese Vorstellung der Säkularisierung, die auch heute noch gerne gepflegt wird, ist, wie wir spätestens seit den Arbeiten von Blumenberg¹⁹ wissen, höchst problematisch. Man kann ein Kloster säkularisieren – aber einen Bischof? Die Säkularisierungsthese, so darf man vermuten, müsste daher vor allen Dingen bei Anhängern des Christentums eine gewisse Anhängerschaft gefunden haben, denn Säkularisierung bedeutet ja, im Grunde genommen, „Verweltlichung“ der christlichen Substanz, und dies wiederum ist nur möglich bei fortgesetzter Anwesenheit eben dieser Substanz selbst²⁰. (Die Position von Benedikt XVI.

19 vgl. Hans Blumenberg: Säkularisierung und Selbstbehauptung, a.a.O., Erster Teil, S.9 ff.

20 vgl. Hans Blumenberg: Die Legitimität der Neuzeit, Ffm 1966; Hans-Georg Gadamer: Die Legitimität der Neuzeit (H.Blumenberg), in: Hans-Georg Gadamer: Gesammelte Werke, Bd.4, Neuere Philosophie II Probleme – Gestalten, Tübingen 1987, S.52-60 (zuerst in: Philosophische Rundschau 15 (1968), S.201-209); Hans Blumenberg: Säkularisierung ... a.a.O., S.19 ff.

ist, den Zusammenhang so betrachtet, mit ihrer Kritik der Verweltlichung im Grunde genommen ebenso überraschend konsequent wie blauäugig.) Tatsächlich aber handelt es sich bei der Ersetzung von Theologie durch Pädagogik nicht um eine Säkularisierung, sondern um eine Umbesetzung einer Stelle, deren normative Funktion im Zuge dieser Umbesetzung offenbar unangetastet geblieben ist²¹.

Ein letzter Satz:

Man muss diese Geschichte nicht kennen. Sie hilft vielleicht, wenn überhaupt, bloß zu verstehen, wieso der Bildungsbegriff als Nachfolger der christlichen Theologie offenbar zunehmend wichtig wird oder es doch bleibt. Und deswegen ist eine Vermutung über die Zukunft der Bildung vielleicht ausnahmsweise erlaubt. Man könnte meinen: Je weniger die religiöse Tradition Europas, also je weniger das Christentum, eine nennenswerte Rolle in unserer Gesellschaft spielt, desto weniger wird der Erziehungsbegriff oder der Bildungsbegriff daran gehindert, seine normative Kraft zu entfalten. So sollte man es meines Erachtens freilich nicht sehen. Die Normativierung von Erziehung und Bildung oder die sie betreffenden Wörter hat sich längst abgekoppelt von dem Gesundheitszustand des Christentums, weil die Pädagogik eben nicht Säkularisat, sondern Alternative zum Christentum ist. Die Entwicklung der Pädagogik läuft ungehindert weiter, ihre normative Potenz bleibt ungehindert in Kraft oder nimmt sogar immer noch zu. Und eine christliche Pädagogik gibt es heute so wenig, wie es sie jemals gegeben hat. Zuständig für die Erlösung von Kindheit, von Jugend, von Krankheit, gar von Natur usw. sind nun einmal in der Einen pädagogischen Welt nur: die Pädagogen. Und nun kann man fragen: gute Aussichten? – Aber man muss auch sagen: Welche Karriere eines Begriffes, der mit einem Nichts beginnt!

²¹ Es sei hier nun am Rande vermerkt, dass ich in meinen Überlegungen die Bezüge von Rousseau zur griechischen Antike sowie zu Thomismus und zur teleologischen Naturauffassung insgesamt nicht berührt habe, wiewohl sie zum Thema unmittelbar dazugehören.

Der Bildungsauftrag der Hochschulen im Spannungsfeld des Bologna-Prozesses*

VON PETER NENNINGER

Obwohl die Bologna-Deklaration von 1999 nur auf einer Regierungsvereinbarung (Declaration of European Ministers of Education responsible for Education, 1999) beruht, aus der keinerlei rechtserheblichen Verpflichtungen für die Signatarstaaten abzuleiten sind (aktuelle Übersicht vgl. Austrian Federal Ministry of Science and Research, 2009), beherrscht der Bologna-Prozess an den europäischen Hochschulen nicht nur unvermindert die Diskussion um die akademische Lehre (vgl. z.B. Edler, 1999; Bektchieva, 2004; Walter, 2006), sondern führt darüber hinaus zu Kontroversen über Sinn, Zweck und Anlage höherer Bildung (vgl. z.B. Olbertz, Pasternack & Kreckel, 2001; Teichler, 2009). Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass in vielen Fällen nicht in erster Linie die Ziele des Bologna-Prozesses (vgl. dazu auch Communiqué of the Conference of European Ministers Responsible for Higher Education, 2001) in der Kritik stehen, sondern vor allem deren Umsetzung durch die jeweils eigenen Regierungen, Behörden und Hochschulen (vgl. z.B. Deutscher Hochschulverband, 1998; Draake, 2001; Humboldt-Gesellschaft, 2009; 2010). Bei diesen Zielen handelt es sich nämlich nur um formale und grobe Rahmenvorgaben (vgl. Grigat, 2005; Hanft & Müskens, 2005; Leszczensky & Wolter, 2005; Hochschulrektorenkonferenz, 2008), auf die dann die diesbezüglichen Implementationsprozesse in der aktuellen Praxis prinzipiell bezogen sind (vgl. Schwarz-Hahn & Rehburg, 2004; Nagel, 2006).

Die Grundelemente des Bologna-Prozesses und seine Problematik

Im Hinblick auf die Schaffung des Europäischen Hochschulraums beinhalten diese Prinzipien (Declaration of European Ministers of Education responsible for Education, 1999; vgl. auch Eckardt, 2005; Halvorsen & Nyhagen, 2005; Budapest-Vienna Declaration on the European Higher Education Area, 2010) im Wesentlichen

- die angemessene Anerkennung gleichwertiger ausländischer Abschlüsse und Hochschulqualifikationen,
- die Kompatibilität des nationalen Qualifikationsrahmens mit dem umfassenden Rahmenmodell für den europäischen Hochschulraum (Drei-Stufen-Modell)

*Aktualisierte Version des am 08. Mai 2010 in Landau anlässlich der 91. Tagung der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. gehaltenen Vortrags

dell mit den Abschlüssen Bachelor-, Master-, Doktorgrad [mit Anerkennung der Promotionsphase als erste Berufstätigkeit], welche über den Studienaufwand im Rahmen des European Credit Transfer System (Leistungspunktesystem ECTS, Diploma-Supplement) festgelegt sind,

- die Gewährleistung der „Standards and Guidelines for Quality Assurance in the European Higher Education Area“ (ESG) im Rahmen des übergreifenden europäischen Qualitätssicherungssystems (Europäisches Qualitätsregister [The European Association for Quality Assurance in Higher Education, 2005]),
- die Förderung der Mobilität (z.B. durch Hochschulkooperationen und Doppelabschlüsse sowie die Beseitigung von Mobilitätshemmnissen),
- die Berufsqualifizierung und Beschäftigungsfähigkeit der Absolventinnen und Absolventen (durch breite Wissensgrundlage und Vorbereitung auf den Arbeitsmarkt [inklusive Talentförderung für eine wissenschaftliche Karriere]),
- das Konzept des lebenslangen Lernens mit flexiblen Lernangeboten im Hochschulbereich durch Anerkennungsverfahren für früher erworbene Kenntnisse
- die Verzahnung des Europäischen Hochschulraumes mit dem Europäischen Forschungsraum, insbesondere im Hinblick auf die Eingliederung der Promotionsphase.
- die Integration der sozialen Dimension der Hochschulbildung (Stärkung der sozialen Dimension durch mehr Chancengerechtigkeit), allerdings nur als übergreifende Maßnahme.

Über diesen festgelegten formalen Rahmen hinaus finden sich hinsichtlich der internen – fachinhaltlichen – Ausgestaltung der Hochschullehre keinerlei spezifische Aussagen (vgl. z.B. Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung, 2002), wenn man vom gerade *nicht* einengenden Pausus im Londoner Kommuniqué der für Hochschulbildung zuständigen Minister vom Mai 2007 (Communiqué of the Conference of European Ministers Responsible for Higher Education, 2007) absieht, in dem zum Ausdruck gebracht wird, dass die Entwicklung des europäischen Hochschulraumes eine „Stärkung unseres reichhaltigen und vielfältigen europäischen kulturellen Erbes“ zum Ziel habe, die auf „institutioneller Autonomie, akademischer Freiheit, Chancengleichheit und demokratischer Prinzipien ...“ (ebd.) beruhen solle. Danach obliegt es also den einzelnen Staaten, innerhalb des im Bologna-Prozess bewusst formal gehaltenen Rahmens ihren kulturspezifischen Beitrag einzubringen, wenn auch in der Praxis der Respektierung einschlägiger nationaler akademischer Traditionen höchstens ein eher geringer, allgemeiner Stellenwert zugemessen wird.

Damit ist jede nähere Betrachtung des Bologna-Prozesses zunächst auf die jeweiligen nationalen Umsetzungen verwiesen, wobei diese auf europäischer Ebene von der Bologna Follow-Up Group (BFUG) mit Vertretern aus den dem Bologna-Prozess angeschlossenen Staaten, der Europäischen Union und natio-

nenalen Komitees begleitet und von europaweiten Vereinigungen der Hochschulen, der Studierenden, der Wirtschaft sowie des Europarats beraten werden (Details vgl. Hochschulrektorenkonferenz, 2010).

Bei näherer Betrachtung wird allerdings deutlich, dass dieser zunächst nur formal erscheinende und mit weiten Spannbreiten versehene Rahmen je nach nationaler Hochschultradition eine unterschiedliche Herausforderung darstellt, insofern sich nun Grundlage und vorherrschender Maßstab für die Bewertung von Studienleistungen nicht mehr auf Anspruch und Intensität akademischer Lehre beziehen, sondern auf den vorzugsweise quantitativ (d. h. meist nach zeitlichem Aufwand) bemessenen Studienaufwand der Lernenden. Gegenüber dem zu bewältigenden Aufwand verliert also der inhaltliche Anspruch an das Studium an Gewicht, was innerhalb der deutschsprachigen Hochschultraditionen einem grundsätzlichen Paradigmenwechsel gleichkommt.

Eine weitere, die inhaltliche Komponente des Studiums zumindest indirekt tangierende Konsequenz ist die explizite Hinführung des Erststudiums zu einer beruflichen Qualifikation und damit seine Verlagerung von der nach innen zeigenden Ausrichtung an der inhaltlichen Struktur einer Disziplin zu einer nach aussen gerichteten Orientierung an deren beruflichem Verwertungszusammenhang. Auch dies trifft in besonderer Weise nicht nur die deutschsprachigen Hochschul-, sondern ebenso die beruflichen Bildungstraditionen, insoweit hier die Universitäten in Konkurrenz zum dualen Bildungssystem gebracht werden, mitsamt den für beide Bildungssysteme größtenteils ungeklärten und nicht auszuschließenden negativen Auswirkungen (vgl. z. B. Übersicht zu Folgen in der schweizerischen Berufsbildung: Petrin & Schmid, 2006; Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung, 2010).

Eine oft noch wenig reflektierte, jedoch grundlegende Veränderung ergibt sich für viele mit der Humboldt'schen Universitätstradition verbundene – und darunter insbesondere für die deutschsprachigen – Länder hinsichtlich der *Qualität des Studienziels*.

Ausgehend von einem als grundlegend akzeptierten Kanon allgemeinen Wissens beruhte bisher zentraleuropäische Hochschulbildung auf einer Vorstellung akademischen Lernens, die an einer disziplinentorientierten Wissens- und Fähigkeitsstruktur orientiert ist, der freien Entwicklung der Persönlichkeit Gestaltungsspielraum gibt sowie auf das Erreichen eines umfassenden und integrierten Wissens und Könnens ausgelegt ist. Dem gegenüber ist das derzeitige Verständnis von höherer Bildung im europäischen Hochschulraum vorzugsweise an die angelsächsische Grundauffassung von Hochschulbildung angelehnt, die auf einer Vorstellung akademischen Lernens beruht, das durch exemplarische Erfahrungen aus Lernen und Arbeit grundgelegt wurde, vorwiegend auf den konsekutiven Erwerb einer pragmatischen, ergebnisorientierten Mischung

professioneller und übergreifender (akademischer) Kompetenzen gerichtet ist, einem strikt festgelegten sowie organisierten Verlauf folgt und im Studienabschluss nur noch zusammenfassend dokumentiert wird.

Betrachtet man aus dieser Perspektive die entsprechenden Aspekte des Rahmenwerks europäischer Hochschulbildung, dann erscheint diese vorzugsweise gekennzeichnet durch ein Durchlaufen individueller exemplarischer Lern- und Arbeitserfahrungen mit – überwiegend ökonomischen Kriterien folgender – pragmatischer Ergebnisorientierung entlang eines inhaltlich und organisatorisch strikt festgelegten Studienverlaufs innerhalb der übergreifenden und weitgehend formalen europäischen Vorgaben, bei dem die Bedeutung kultureller Vielfalt – wenn überhaupt reflektiert – kein vordringliches Anliegen ist (vgl. auch die bereits vor der Bologna-Deklaration verfasste Anmerkung von Erichsen, 1996).

Stellt man schließlich diesem aktuellen Verständnis höherer Bildung im europäischen Hochschulraum das gerade für die deutschsprachigen Länder bisher fundierende Humboldt'sche Ideal akademischer Bildung¹ (vgl. Humboldt, 1809; Benner, 1995) gegenüber, so werden eine Reihe nennenswerter Diskrepanzen noch deutlicher erkennbar (vgl. Lenhart, 2006), die sich insbesondere auf die Fragen beziehen,

- inwieweit und in welcher Weise individuelle, autonome Persönlichkeitsentwicklung in überwiegend ökonomischen Kriterien folgender pragmatischer Ergebnisorientierung noch Platz findet,
- inwieweit und in welcher Weise akademische Freiheit als Erfahrungsraum für ein von der individuellen Lebens- und Erfahrungsumwelt mitbestimmtes ‚Suchen‘ und ‚Finden‘ eigener Interessensschwerpunkte innerhalb eines inhaltlich und organisatorisch strikt festgelegten Studienverlaufs noch offen steht,
- inwieweit und in welcher Weise sich die aus dem interdisziplinären Austausch entstehende integrative Sicht von Wissenschaft als Grundlage für eine im Studium angeeignete Transferfähigkeit mit einem konsekutiven Erwerb ausgewählter Kompetenzen erreichen lässt, und
- inwieweit und in welcher Weise Hochschulbildung als staatsferne Bildung in einem permanenten öffentlichen und freien Austausch zwischen allen am

¹ Gemäß den von Humboldt entwickelten Ideen vollzieht sich akademische Bildung als autonome Persönlichkeitsentwicklung (d.h. allgemeine Menschenbildung als Bildung und Entwicklung der intellektuellen, ästhetischen und moralischen Kräfte des Menschen) auf Grundlage des von der individuellen Lebens- und Erfahrungsumwelt abhängigen ‚Suchens‘ und ‚Findens‘ von Wissen in akademischer Freiheit, die einerseits sowohl freie Studienwahl und freie Studienorganisation auf Seiten der Studierenden umfasst als auch Staatsunabhängigkeit von Bildung, und andererseits eingebunden ist in einen permanenten öffentlichen Austausch zwischen allen am Wissenschaftsprozess Beteiligten, mit dem Ziel, eine Integration ihres Wissens zu erreichen, die disziplinübergreifenden Erkenntnisaustausch ermöglicht.

Wissenschaftsprozess Beteiligten mit einem europäisch wie national von einer staatlichen (politischen) Exekutive *gesteuerten* Prozess überhaupt noch im Einklang stehen kann.

Aus diesen zunächst einmal grundsätzlichen Überlegungen erscheint eine Rückbesinnung und – damit verbunden – eine realitätsbezogene und weiterführende Berücksichtigung und Fortentwicklung des Humboldt'schen Gedankengutes angezeigt, weil die Art und Weise, in der selbst ein vorgeblich leerer, aber nicht folgenloser europäischer, formaler Rahmen national zurechtgerückt und – noch wichtiger – inhaltlich gefüllt wird, darüber entscheidet, ob die Ausgestaltung europäischer Hochschulbildung in Richtung auf einen Auf- und Ausbau „unseres reichhaltigen und vielfältigen europäischen kulturellen Erbes“ oder – indem Wohlgefühtes zerrissen und vermeintlich Neues ohne sinnstiftenden Zusammenhang aneinander gereiht wird – zu dessen Abbau in Richtung einer verarmten und einfältigen europäischen Zivilisation verlaufen wird (vgl. Weber, 2005).

Der aktuelle Stand der Umsetzungen des Bologna-Prozesses in den deutschsprachigen Ländern

Betrachtet man in dieser Hinsicht nur die in den föderalen deutschsprachigen Ländern festgelegten Rahmenbedingungen, dann werden allerdings Spannweiten nationaler Ausgestaltung deutlich:

In *Österreich* sind 82% der Studienrichtungen an Universitäten und 95% an Fachhochschulen (2009) umgestellt. Die Umsetzung des Bologna-Prozesses erfolgt bundesstaatlich unter dem Monitoring des Bundes-Bildungsministeriums. Hauptpunkte der Umsetzung sind Novellierungen des Universitäts-Studiengesetzes, Universitätsgesetzes und des Fachhochschul-Studiengesetzes. Mit Unterstützung durch die Österreichische Qualitätssicherungs-Agentur wurden Bakkalaureats- und Magisterstudiengänge (mit Modularisierung, Diploma-Supplement, ECTS), gemeinsame Studienprogramme verschiedener Universitäten sowie Doppeldiplomprogramme eingeführt, wobei die Entscheidungen über die neue Studienarchitektur in den Rahmen der Autonomie der Universitäten fielen. Auf der post-graduierten Ebene erfolgte die Einführung aufgewerteter, PhD-Studies ähnlicher Doktoratsprogramme (vgl. Österreichischer Wissenschaftsrat, 2009).

In *Deutschland* sind 82% aller Studiengänge an Hochschulen auf die gestufte Studienstruktur umgestellt (2010). Insbesondere an den Fachhochschulen ist die Umstellung weitgehend abgeschlossen. Der Großteil der nicht umgestellten Studiengänge führt zu Abschlüssen unter staatlicher bzw. kirchlicher Verantwortung.

Die Umsetzung des Bologna-Prozesses erfolgt länderspezifisch gemäß den Empfehlungen (wesentlich: Modularisierung, ECTS, Überprüfung der Studierbarkeit) der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (KMK). Dabei steht beim Bachelor-Studiengang die Vermittlung wissenschaftlicher Grundlagen, Methodenkompetenz und Berufsfeld-bezogener Qualifikationen im Vordergrund, während beim Master-Studiengang nach Profiltypen „anwendungsorientiert“ und „forschungsorientiert“ differenziert wird. Darüber hinaus werden zur Förderung der Doktoratsstufe die Graduiertenkollegs ausgebaut.

Die Implementierung der Bachelor- und Masterstudiengänge an den Hochschulen und Fachhochschulen erfolgt gemäß einem staatlich geregelten Akkreditierungsverfahren über Akkreditierungsagenturen (Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, 2010b).

In der *Schweiz* liegt der Umsetzungsgrad bei 85 % der Studiengänge an Universitäten und bei 95 % an Fachhochschulen (2009). Der Bologna-Prozess erfolgt über eine Rahmenregelung durch das Bundesgesetz über die Förderung der Universitäten und die Zusammenarbeit im Hochschulbereich sowie über die Vereinbarung zwischen Bund und Universitätskantonen. Die Koordination der Umsetzung durch die Hochschulen erfolgt im Rahmen der von den Rektorenkonferenzen entworfenen Bologna-Richtlinien unter der jeweiligen Verantwortung der Rektorenkonferenzen der Universitäten, der Fachhochschulen und der Pädagogischen Hochschulen, um damit eine basisnahe Implementation unter angemessener Berücksichtigung hochschul-spezifischer Anliegen zu gewährleisten.

Wie zu erwarten ist, besteht die größte Gemeinsamkeit zwischen diesen Ländern (jedoch auch einigen anderen Länder des Europäischen Hochschulraums) in der Umsetzung der formalen Vorgaben für konsekutive Studiengänge, der Förderung der Doktoratsstufe und dem insbesondere an den Fachhochschulen weit fortgeschrittenen Umsetzungsgrad des Bologna-Prozesses. Der wesentlichste Unterschied bezieht sich auf die Staatsnähe und die damit verbundene Autonomie der Hochschulen in Ausfüllung und Vollzug der Umstellung: In Österreich ist die Staatsnähe schon durch die bundesstaatliche Zuständigkeit, aber auch durch die Organisation der Umstellung am größten, in der Bundesrepublik Deutschland obliegt die Umstellung den Regierungen der Bundesländer unter Einbezug der staatlicher Regelung unterworfenen Akkreditierungsagenturen²,

² In diesem Zusammenhang wurden insbesondere in Deutschland die Fragen aufgeworfen,

- inwieweit die (verfassungsmäßig geschützte) inhaltsbezogene Gestaltungsfreiheit der akademischen Lehre in einem festgelegten Studienverlauf, bei dem auch Aspekte von Sinnhaftigkeit des zu vermittelnden Gegenstandes Teil eines Akkreditierungsverfahrens sind, noch gegeben sein kann;
- inwieweit eine unter staatlicher Autorität (Akkreditierungsrat) stehende, einem Akkreditierungszwang unterliegende Hochschulbildung, deren spezifische Einrichtung oder Genehmigung erst durch einen Verwaltungsakt (Akkreditat) erlangt werden kann, noch mit Hochschulbildung in akademischer Freiheit im Einklang stehen kann.

in der Schweiz verbleibt die Verantwortung für die Umstellung innerhalb eines kantonalen Rahmens wesentlich bei den Hochschulen selbst.

Erträge und Mängel im derzeitigen Zustand des Bologna-Prozesses

Prüft man schließlich die Erfüllung der mit dem Bologna-Prozess verbundenen Absichten und Erwartungen an den nationalstaatlichen Realitäten (vgl. auch Friedrich, 1999; Maassen, 2004; Hochschulrektorenkonferenz, 2008; Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, 2010a), dann ist in *positiver* Hinsicht festzustellen,

- dass mit dem Bachelor-Abschluss für Absolventen, die an einem raschen Berufseinstieg interessiert sind, eine Möglichkeit geschaffen wird, zügig einen ersten berufsqualifizierenden akademischen Abschluss zu erlangen,
- dass auf eine stärkere Straffung der Studienbedingungen und –inhalte hingewirkt wird, die zu einer klareren Strukturierung und effizienteren Absolvierung des Studiums führen kann,
- dass die Vergleichbarkeit der Studiengänge insbesondere mit dem Diploma-Supplement transparenter gestaltet werden kann,
- dass die Qualität akademischer Lehre durch verstärkte Anforderungen an die methodischen und didaktischen Konzepte der Lehrenden einen höheren Stellenwert erhält und
- dass mit Lernergebnis- und individueller Kompetenzorientierung der Planung und Durchführung von Studiengängen den Studierenden ein höherer Stellenwert zugemessen wird.

In *negativer* Hinsicht zeigt sich jedoch auch,

- dass demokratisch ungenügend legitimierte, politische, vorzugsweise an einer ökonomischen und sozialen Leitidee orientierte Zielsetzungen (Berufsqualifizierung und Beschäftigungsfähigkeit im Rahmen lebenslangen Lernens, Attraktivität und Wettbewerbsfähigkeit, Mobilität, Chancengerechtigkeit) die notwendigen inhaltsbezogenen Überlegungen stark überlagern,
- dass aufgrund des mit der Umsetzung verbundenen Arbeitsaufwands (Akkreditierungsanforderungen) und dessen hohen Kosten (bei fehlender sächlicher und finanzieller Ausstattung) bei den Universitäten eine weitere mit einem Verlust an wissenschaftlichen Komponenten verbundene Ökonomisierung des Studiums erwächst, oft auch zu Lasten anderer, ebenso notwendiger Reformen,
- dass eine Vielfalt von Studiengängen gleichen Namens, aber inhaltlicher Verschiedenheit an Universitäten und Fachhochschulen (teilweise trotz Diploma-Supplement!) selbst eine national begrenzte Orientierung über Studienangebote erschwert und dabei oft Bachelor/Master-Abschlüsse von Fachhochschulen

ohne Berücksichtigung der Inhalte mit analogen Universitätsabschlüssen gleichgestellt werden,

- dass die Hochschulen in den deutschsprachigen Ländern in beiderseits schädliche Konkurrenz zum stark ausgebauten und differenzierten dualen Berufsbildungssystem gebracht werden und der Bachelor-Studienabschluss bei potenziellen Arbeitgebern nur wenig Anerkennung findet,
- dass aufgrund uneinheitlicher und unklarer Zulassungsbedingungen zum Master-Studium und Vergabebedingungen bei der Studienförderung (z.B. hinsichtlich der Definition des Erststudiums) die Entfaltung des intellektuellen und persönlichkeitsbildenden Potenzials der nachfolgenden Generation noch weiter beengt wird,
- dass aufgrund derartiger Unklarheiten der intendierte Wechsel zwischen Hochschulen nicht nur im Ausland, sondern sogar im Inland erschwert oder gar unmöglich gemacht wird,
- dass die Orientierung des Studienaufwands (ECTS) an Vollzeitstudierenden³ und die Komprimierung von Lehrstoff auf ein über institutionelle Vorgaben (z.B. Hochschulrektorenkonferenz, Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder) hinausgehendes Maß gesteigerte Anforderungen an Studiengänge bewirken, die Überforderung, Stress und eine Tendenz zu sozialer Selektion zur Folge haben und sich negativ auf die Chancengleichheit verschiedener sozialer Gruppen sowie auf die Gleichstellung von Mann und Frau auswirken, und
- dass insbesondere Werkstudenten und Studienbewerber mit Berufserfahrung zu wenige Studiengänge vorfinden, die berufsbegleitend studiert werden können und in ihrem Aufbau an diesbezügliche Lebenssituationen angepasst sind. Darüber hinaus zeigte sich einmal mehr, dass in vielen Fällen der Bologna-Prozess Mängel deutlich werden ließ, die auch unabhängig davon existieren und die Qualität jeder Hochschulbildung beeinträchtigen. Im Besonderen handelt es sich dabei (Details vgl. z.B. Humboldt-Gesellschaft 2009; 2010):
 - um strukturelle Maßnahmen hinsichtlich
 - der Realisierung (bzw. Wiederherstellung) einer kooperativen Autonomie der Universitäten – nach außen wie auch nach innen,
 - der Aufwertung der ausbildungsorientierten Fachhochschulen und Berufsakademien (graduierte Vor- und Endabschlüsse mit Promotionsmöglichkeit an einer universitären Fakultät).

³ In der Regel 1.800 Arbeitsstunden entsprechend ca. 30 Arbeitsstunden (Präsenzzeiten, Prüfungszeiten, Selbststudium und Praktika) pro Leistungspunkt.

- um organisatorisch-personelle Maßnahmen hinsichtlich
 - der Wiederherstellung eines sinnvolle und erfolgreiche Ausbildung gewährleistenden Betreuungsverhältnisses,
 - der Wiederherstellung des zur nachhaltigen Gewährleistung der Kontinuität von Forschung und Lehre erforderlichen längerfristig beschäftigten Mittelbaus als tragende akademische Säule.
- um organisatorisch-finanzielle Maßnahmen hinsichtlich
 - der Sicherstellung geeigneter und nachhaltiger finanzieller Voraussetzungen für eine exzellente Forschung und Lehre unter Berücksichtigung der Besonderheiten der einzelnen Fächer,
 - der kontinuierlichen Instandsetzung, der Modernisierung und des Ausbaus der räumlichen, apparativen und technischen Ausstattung der vorhandenen Kapazitäten statt Neubau,
 - der Wiedereinführung international konkurrenzfähiger Besoldungsstrukturen für Professuren (insbesondere in Deutschland).
- um zulassungsbezogene und curriculare Maßnahmen hinsichtlich
 - der Revision der Zulassungsbedingungen für Studienanfänger/-innen, die eine – Studienfach bezogen – sinnvolle, aber auch deren Intentionen und Eignung berücksichtigende Zulassung in Verantwortung und Freiheit aller Betroffenen ermöglichen,
 - Studiengang bezogen klar formulierter Studieninhalte ohne Detailversessenheit mit großzügiger Anerkennungspraxis gleichwertiger Prüfungsordnungen, Prüfungsleistungen und akademischer Grade.

Dabei ist anzuerkennen, dass im Zusammenhang mit den sich im Gang befindlichen Modifizierungen und Korrekturen des Implementierungsprozesses der Bologna-Reform die aufgeführten Desiderate zumindest in Teilen berücksichtigt worden sind (vgl. insgesamt Weber, 2005; Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, 2010a). Dies ist auch ein Hinweis darauf, dass eine umfassende Reform der Hochschulbildung nicht nur notwendig, sondern auch möglich ist und unterstreicht damit noch einmal ihre Dringlichkeit.

Einige Vorschläge zu einer an Humboldt'schen Prinzipien orientierten Weiterentwicklung des Bologna-Prozesses

Geht man realistischerweise davon aus, dass einerseits die nationalen Bologna-Prozesse schon weit fortgeschritten und implementiert sind, dabei jedoch andererseits so viele Probleme offenbar wurden, dass derzeit eine Periode der Revision läuft, dann dürfte es nur von Vorteil sein, wenn auf der Grundlage

der vorangegangenen Überlegungen Eckpunkte zu einem möglichen Konzept universitärer Bildung mit berücksichtigt würden, in denen zumindest für die deutschsprachigen Länder der in den Bologna-Vereinbarungen offene Raum mit Elementen zentraleuropäischer und insbesondere Humboldtianischer Vorstellungen von Hochschulbildung ergänzt würde. Dies müsste umso leichter fallen, als sich an renommierten Hochschulen einige bereits bewährte Konzepte im fortgeschrittenen Erprobungs- bzw. Implementationsstadium befinden (vgl. z.B. Universität St. Gallen, 2010) und zudem an einer Reihe von Universitäten Modifikationen der hier angestrebten Art (z.B. Katholieke Universiteit Leuven, 2010) erfolgt sind.

Auf dieser Basis erscheint ein „Nach-Bologna-Studienkonzept“ mit folgenden Prinzipien überlegenswert: Zunächst sind die in der vertikalen Studienstruktur der Bergen-Deklaration festgelegten Abschlüsse „Bachelor“, „Master“ und „Doctor“ im Hinblick auf das der Bologna-Deklaration zugefügte Prinzip des lebenslangen Lernens in einigen Punkten zu flexibilisieren und zu ergänzen.

Dies betrifft zum *Ersten* die Zulassung zum Hochschulstudium. Da einerseits – insbesondere in Deutschland – nur noch ein minimaler gesellschaftlicher Konsens über eine allgemeine, die Studierfähigkeit mitbestimmende Bildung besteht, dieser Konsens nur noch einen individualisierbaren Rahmen darstellt und die Hochschulreife zudem in unterschiedlicher Zeit und auf unterschiedlichen Wegen erreichbar ist, sollten die Hochschulen zunächst einen minimalen vorläufigen und anschließend einen fachspezifisch differenzierten definitiven Zulassungsstandard festsetzen. Dieser Minimalstandard wäre durch Zertifikate erworbener allgemeiner oder Elemente (berufs-)schulischer bzw. beruflicher Bildung nachzuweisen. Der definitive Zulassungsstandard begründet sich anschließend auf einem an der entsprechenden Fakultät angesiedelten fachspezifischen Assessment nach einem propädeutischen Zulassungsemester, in dem in flexibler Weise ergänzende Angebote (eventuell kombiniert mit Tutoria bzw. Coaching) zum Nachweis fachspezifischer Studierfähigkeit (z.B. in Philosophie, Geschichte, Sprachen, Mathematik, Naturwissenschaften, Standards wissenschaftlichen Arbeitens, Praktika, usw.) wahrzunehmen wären.

Im sich anschließenden Bachelor-Studium in seiner mittlerweile modifizierten („entschlackten“) Form mit reduzierter Zahl begleitender Modul-Prüfungen sollten zum *Zweiten* – wo möglich – der Freiraum innerhalb der Module und in der Modulwahl (vgl. Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, 2010b) sowie – wo sinnvoll – die Abfolge der Bearbeitung geringerer Reglementierung unterworfen werden. Im Hinblick auf das abschließende Examen sollten die zuvor erworbenen Leistungsnachweise wieder verstärkt als Voraussetzung zur Zulassung behandelt werden, dafür jedoch mit einer den Studienabschnitt abschließenden Prüfungsleistung

ergänzt, in der Übersichts-, Orientierungs- und Transferwissen und –fähigkeiten im Vordergrund stehen. Eine stärkere Orientierung am Exemplaritätsprinzip während des Studiums und eine stärkere – auf Integration ausgerichtete – Orientierung am disziplinären Strukturprinzip zum Ende des Studiums könnten dabei hilfreich sein, ebenso wie tutorielle Unterstützungsangebote und im Hinblick auf eine berufliche Qualifikation mit Begleitveranstaltungen kombinierte Praktika.

Zum *Dritten* wäre das Master-Studium so zu gestalten, dass bei der teilweise vorgesehenen Differenzierung des Studiums zwischen wissenschafts- und anwendungsorientierter Studienausrichtung wieder in einem einführenden Semester flexible fach- und anwendungsspezifische Ergänzungsangebote gemacht werden könnten, die jedoch nicht nur zur Vereinheitlichung der Studiuvoraussetzungen, sondern insbesondere auch zur Gewährleistung von Quereinstiegen ins Master-Studium angelegt sein sollten. Auch hier sollten sinngemäß die beim Bachelor-Studium erwähnten Gestaltungsprinzipien zum Studienverlauf und zum Studienabschluss in einer Weise zum Tragen kommen, dass die Lern- und Arbeitserfahrungen mit reichhaltigen Wahl- und Kombinationsmöglichkeiten sowie begleitendem, freiem Studium Generale verbunden werden können und so der autonomen Entwicklung der Persönlichkeit und der Einsicht in die „Einheit der Wissenschaften“ in einem Ausmaß Rechnung getragen würde, das einem akademischen Studium zukommt.

Hinsichtlich des Promotionsstudiums ist zum *Vierten* insbesondere vor einer weiteren Verschulung zu warnen, was die Einrichtung von Möglichkeiten zum Erwerb von fachspezifisch notwendigen – insbesondere methodischen – Kompetenzen keineswegs ausschließt. Intensiv gefördert werden sollte der internationale Austausch, zusätzlich auch durch internationale fachspezifische und fachübergreifende Fortbildungsangebote (z.B. Sommerschulen usw.). Ebenso sollte weiterhin zwischen einer spezialisierten Dissertation und einer darüber hinausgehenden Promotion unterschieden und damit der Gefahr der Förderung eines blinden Spezialistentums Einhalt geboten werden. Dazu gehört auch die gezielte Förderung des vernetzten Denkens und der Fähigkeit zum interdisziplinären Dialog. Gerade in diesem Zusammenhang ist der Ersatz der Dissertation als opus magnum durch eine Anzahl von Zeitschriftenbeiträgen keine valable Option.

Im Hinblick auf – insbesondere in Deutschland übliche – staatliche Examina für die Zulassung zu monopolisierten Tätigkeiten (Lehramt, ärztliche Approbation, usw.) wäre eine konsequentere Unterscheidung zwischen einem an einer Hochschule zu erlangenden Fähigkeitsausweis und einer Prüfung im Hinblick auf die Zulassung zur (Amts-)Tätigkeit angezeigt, so dass bei letzterer insbesondere die fachspezifischen Anteile in einem Anerkennungsverfahren von Fähig-

keitsnachweisen erledigt werden könnten und so die Sonderheit durchgehender staatlicher Studiengänge obsolet würde.

Mit dem Ziel der Beschränkung staatlicher Regulierung auf die formalen universitätsexternen Rahmenbedingungen und mit der Verpflichtung weitgehend autonomer Universitäten zur Kooperation sollten – *in der Regel* – mit den Instrumenten des kooperativen Föderalismus (in Deutschland z.B. KMK) ein Rahmen festgelegt bzw. bestehende Regelungen ergänzt werden, die dann durch die Hochschulen (z.B. Hochschulkonferenz) fachinhaltlich abgestimmt (z.B. auf der Grundlage von Empfehlungen von Wissenschaftsrat, Fachgesellschaften, usw.) zu füllen wären.

Eine Verbesserung der Inhalte und Strukturen der Bachelor- und Masterstudiengänge im Sinne Humboldt'scher Ideen könnte auch mit der Spezifikation von Studienanteilen während des Studiums erreicht werden. Eine bereits mit Erfolg praktizierte Variante ist die Aufteilung eines Studiengangs in ein mit einem übergreifenden Mentoring verbundenes Kontakt-, Selbst- und Kontextstudium. Dabei diene das Kontaktstudium der wissens-, fähigkeits- und organisationsbasierten Vorbereitung auf den Kompetenzerwerb durch Lehrveranstaltungen an der Hochschule, das Selbststudium der Aneignung und dem Durcharbeiten des Lernstoffs an und auch außerhalb der Hochschule und das Kontextstudium der progressiven Aneignung der insbesondere für das zunehmend autonome akademische Lernen notwendigen Handlungs-, Reflexions- und kulturellen Kompetenz.

Im Einklang mit dem in der Bologna-Vereinbarung stehenden Mobilitätsprinzip und dem hinzugefügten Prinzip des lebenslangen Lernens wäre es folgerichtig, Studienabschnitte in größerer Unabhängigkeit derart zu gestalten, dass praxis- oder forschungsbezogene Unterbrüche zwischen den Studienabschnitten in die Planung der Studiengänge einbezogen werden und so abgestimmt sind, dass damit weiterführende Studiengänge ohne Zulassungsschwierigkeiten an verschiedenen Hochschulen wahrgenommen werden können.

Schon aus diesen wenigen Vorschlägen wird deutlich: Durch eine Verbindung des Bologna-Prozesses mit Elementen des Humboldt'schen Verständnisses akademischer Bildung könnten

- der generalistische Aspekt der Hochschulbildung und die damit verbundene Flexibilität wieder gestärkt werden,
- die Autonomie in der Persönlichkeitsbildung bei gleichzeitiger Stärkung überfachlicher Kompetenzen (Persönlichkeits-, Methoden- und Sozialkompetenz) erreicht werden,
- eine Vielfalt neuer Formen der Integration von Praxis in ein theoretisch fundiertes Studium gefunden werden,
- nachhaltigere Voraussetzungen zur Stärkung der Internationalität geschaffen werden und

- durch Wiedererlangung der dafür unabdingbaren Autonomie die Profilbildung, Kreativität und Eigendynamik der Hochschule gefördert werden.

Im Hinblick auf den Vollzug eines derartigen Bildungsauftrags der Hochschulen geben einerseits einige der in Diskussion, Planung oder Vollzug stehenden „Reformen der Reform“ Anlass zu verhaltenem Optimismus, obwohl andererseits auch weiterhin zu bedenken ist, dass für die oben aufgeführten Möglichkeiten nur dann eine Chance gegeben ist, Wirklichkeit werden zu können, wenn – wie übrigens für jede andere Gestaltung von Studiengängen – die dafür notwendigen strukturellen und finanziellen Voraussetzungen gewährleistet sind.

Literatur

Austrian Federal Ministry of Science and Research (2009). The European Higher Education Area. Vienna.

Bektchieva, J. (2004). Die europäische Bildungspolitik nach Maastricht. Münster: LIT.

Benner, D. (1995). Wilhelm von Humboldts Bildungstheorie (2. Auflage). Weinheim: Beltz.

Budapest-Vienna Declaration on the European Higher Education Area (2010). http://www.ond.vlaanderen.be/hogeronderwijs/bologna/2010_conference/documents/Budapest-Vienna_Declaration.pdf

Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung (Hrsg.) (2002). Modularisierung in Hochschulen. Handreichung zur Modularisierung und Einführung von Bachelor- und Master-Studiengängen. Erste Erfahrungen und Empfehlungen aus dem BLK-Programm „Modularisierung“, Bonn. Communiqué of the Conference of European Ministers responsible for Higher Education (2001). Towards the European Higher Education Area. Prague, 19 May 2001.

Communiqué of the Conference of European Ministers Responsible for Higher Education (2005). The European Higher Education Area – Achieving the Goals. Bergen, 19-20 May 2005.

Communiqué of the Conference of European Ministers Responsible for Higher Education (2007). Towards the European Higher Education Area: responding to challenges in a globalised world. London, 18 May 2007.

Declaration of European Ministers of Education responsible for Education (1999). Bologna, 19 June 1999.

Declaration of European Ministers of Education responsible for Education (2010). Budapest-Vienna, 12 March 2010.

- Deutscher Hochschulverband (1998). Der Bachelor bringt keine Internationalisierung. Fragen an Alfred Kieser, *Forschung und Lehre*, 10, 516-517.
- Draake, H. (2001). Bachelor und Master: Über den Umbau des deutschen Studiensystems und das angloamerikanische Vorbild. *Das Hochschulwesen*, 1, 10-17.
- Eckardt, P. (2005). Der Bologna-Prozess. Entstehung, Strukturen und Ziele der europäischen Hochschulreformpolitik. Norderstedt: Books on Demand.
- Edler, G. (1999). Die Revolution der Studiengänge – und die Folgen; Die neue Hochschule, 1, 40-41
- Erichsen, H., U. (1996). Abschied oder Bereicherung? Der Bachelor und die kontinental-europäische Tradition, *Forschung & Lehre*, 11, 570-571.
- Friedrich, H. (1999). Akkreditierung zum ersten – Optionen und Gefahren von Akkreditierungsverfahren. *Die neue Hochschule*, 1, 52-53.
- Grigat, F. (2005). Keine einheitliche Logik des Systems : zur aktuellen Situation der Einführung von Bachelorstudiengängen vor dem Hintergrund der Bologna-Folgekonferenz in Bergen 2005. *Forschung und Lehre*, 12, 290–293.
- Halvorsen, T. & Nyhagen, A. (2005). The Bologna Process and the shaping of the future knowledge societies : Conference Report from the Third Conference on Knowledge and Politics, The University of Bergen, May 18 - 20th 2005. Bergen: University of Bergen, The Department of Administration and Organization Theory.
- Hanft, A., & Müskens, I. (Hrsg.) (2005). Bologna und die Folgen für die Hochschule. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.
- Hochschulrektorenkonferenz (2008). Bologna in der Praxis. Erfahrungen aus den Hochschulen. Bielefeld: Bertelsmann.
- Hochschulrektorenkonferenz (2010). Akteure und Gremien. Bonn. <http://www.hrk.de/bologna/de/home/1976.php>
- Humboldt-Gesellschaft (2009); Hülsenberg, D., Bammel, E., Heller, K., Kuntz, E., Nenniger, P. Position der Humboldt-Gesellschaft für Wissenschaft, Kunst und Bildung e.V. zur Schaffung eines Europäischen Hochschulraumes gemäß der Bologna-Vereinbarung. In: *Der Bologna-Prozess und Beiträge aus seinem Umfeld; Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft, Band 23*
- Humboldt-Gesellschaft (2010); Kuntz, E., Hülsenberg, D., Bammel, E., Heller, K., Nenniger, P. Zweites Positionspapier der Humboldt-Gesellschaft zur Bologna-Vereinbarung. In: „Bologna“, *Bildung, Humboldt,...; Abhandlungen der Humboldt-Gesellschaft, Band 26*
- Humboldt von, W. (1809). Antrag zur Gründung der Universität in Berlin. An des Königs Majestät. Königsberg, den 10. Juli 1809. In: W. von Humboldt (1960). *Werke in 5 Bänden*. Hrsg. Flitner u. Kiel, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft
- Katholieke Universiteit Leuven (2010). Studieren an der K.U. Leuven.

- Leuven: K.U. Leuven. <http://www.kuleuven.be/toekomstigestudenten/de/#Studieng%C3%A4nge>
- Lenhart, V. (2006). Humboldt heute – das klassische Bildungsprogramm und die gegenwärtigen Bildungsaufgaben. In: K. Kempster (Hrsg.). *Bildung und Wissensgesellschaft* (S. 33-58). Berlin: Springer.
- Leszczensky, M., & Wolter, A. (Hrsg.) (2005). *Der Bologna-Prozess im Spiegel der HIS-Hochschulforschung*. Hannover: HIS.
- Maassen, O.T. (2004). *Die Bologna-Revolution: Auswirkungen der Hochschulreform in Deutschland*. Frankfurt M.: Bankakademie-Verlag.
- Meek, V.L., Teichler, U. & Kearney, M-L. (Hrsg.) (2009). *Higher Education, Research and Innovation: Changing dynamics*. Rotterdam: Sense Publishers.
- Menze, C. (1975). *Die Bildungsreform Wilhelm von Humboldts*, Hannover: Schroedel.
- Nagel, A.-K. (2006). *Der Bologna-Prozess als Politiknetzwerk. Akteure, Beziehungen, Perspektiven*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts Verlag.
- Österreichischer Wissenschaftsrat (2009). *Universität Österreich 2025*. Wien: Österreichischer Wissenschaftsrat. http://www.wissenschaftsrat.ac.at/news/Empfehlung_Systementw.pfd
- Olbertz, J.-H., Pasternack, P. & Kreckel, R. (Hrsg.) (2001). *Qualität – Schlüsselfrage der Hochschulreform*, Weinheim: Beltz
- Petrin, P. & Schmid, D.C. (2006). *Die Zukunft der dualen Berufsbildung in der Schweiz*. *KMU-Magazin*, 5.
- Schwarz-Hahn, S. & Rehbarg, M. (2004). *BACHELOR und MASTER in Deutschland. Empirische Befunde zur Studienstrukturreform*. Münster: Waxmann.
- Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (2010). *Bildungsbericht Schweiz 2010*. Aarau: Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung. http://www.skbfc-sre.ch/fileadmin/files/pdf/bildungsmonitoring/epaper_bild
- Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (2010a). *Bologna Prozess*. Bonn: Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland. <http://www.kmk.org/wissenschaft-hochschule/internationale-hochschulangelegenheiten/bologna-prozess.html>
- Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland (2010b). *Ländergemeinsame Strukturvorgaben für die Akkreditierung von Bachelor und Masterstudiengängen*. Bonn: Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder. http://www.kmk.org/fileadmin/veroeffentlichungen_beschluesse/2003/2003_10_10-Laendergemeinsame-Strukturvorgaben.pdf
- The European Association for Quality Assurance in Higher Education (2005).

Standards and Guidelines for Quality Assurance in the European Higher Education Area. Helsinki.

Teichler, U. (2009). Higher Education and the World of Work. Conceptual Frameworks, Comparative Perspectives, Empirical Findings. Rotterdam: Sense Publishers.

Universität St. Gallen (2010). Studium und Weiterbildung. St. Gallen: Universität St. Gallen. <http://www.unisg.ch/de/Schools/Management/Studium+Weiterbildung.aspx>

Walter, T. (2006). Der Bologna-Prozess. Ein Wendepunkt europäischer Hochschulpolitik? Wiesbaden: VS-Verlag.

Weber, K. (2005). Der Bolognaprozess dynamisiert die Hochschulstruktur: Über die Chancen der unbeabsichtigten Folgen eines Reformprozesses. VSH-Bulletin,1,10-16.